

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

94

Frühling 2015

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



Ins Bild gerückt

» Interventionen gegen die dominante Bildpolitik

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1014 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr

service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und
Unterstützung zu E-Government,
Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang
Schauflegasse), 1014 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr

help.gv.at





Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: +43 512 58 67 83

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**

Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Marlene Pardeller, Nikolaus Stenitzer** |

www.zeichenweise.com

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at** |

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 | **Aushang**
Kurzmeldungen

05 | **Editorial**
Gamze Ongan

06 | **Stimmlage**
Die Grenzen der Satire
Hakan Gürses

08–10 | **Mit eigenen Bildern in den öffentlichen Raum**
Beispiele aus den Black Austrian Communities
simon INOU

11–13 | **Nachdenken über das Archiv**
Notizen zu Semra Ertan [2013]
Cana Bilir-Meier

14–17 | **Halit-Straße**
Bild- und Raumpolitik(en) in der Migrationsgesellschaft
Ayşe Güleç

18–20 | **Auf der Flucht**
Zwei Videospiele bieten ungewohnte Perspektiven
Ida Divinzenz und Julia Wiegele

21–22 | **Das Recht hinzusehen**
Oder: mit und gegen Visualität denken
Nicholas Mirzoeff | Johanna Schaffer | Dagmar Fink

23 | **Je suis Herr Karl**
Zur falschen Zeit am falschen Ort?
Doron Rabinovici

24–25 | **Eine „echte“ Romni**
Erfahrungen aus einem Teamteaching-Projekt zur Romamusk
Ivana Ferencova und Ursula Hemetek

26 | **Groll**
Der Bisamberg und die Grundrechte
Erwin Riess

27–29 | **Nachlese**
Die politische Verantwortungslosigkeit | Elisabeth Günther
Ein würdevolles Gedenken versuchen | Petra Permessner

30–31 | **Spurensicherung**
Hinter den Bildern
Vida Bakondy

32 | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der **Bürgerinitiative Demokratisch Leben** (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



Ute-Bock-Preis 2015

Der 1999 von SOS-Mitmensch ins Leben gerufene Ute-Bock-Preis für Zivilcourage geht 2015 an den Kärntner Psychologen und Sozialarbeiter **Siegfried Stupnig** und die Wiener Initiative „**Flucht nach vorn**“.

Stupnig setzt sich seit über einem Jahrzehnt für die Lebensperspektiven von tschetschenischen Flüchtlingen ein. Seit 2003 beim Verein „**ASPIS** –Forschungs- und Beratungszentrum für Opfer von Gewalt“ tätig, gründete Stupnig 2004 den Kärntner Fußballverein **FC Tschetschenien**. Seit 2008 organisierte er 150 öffentliche Veranstaltungen zum Thema Tschetschenien, u. a. Seminare, Podiumsdiskussionen und Sportturniere.

Die von SOS Mitmensch ebenfalls preisgekrönte Initiative „**Flucht nach vorn**“ ermöglicht minderjährigen Flüchtlingen aus verschiedenen Ländern Zugang zu Freizeitaktivitäten in Wien. Der Verein unterstützt die Jugendlichen beim Aufbau sozialer Netzwerke und bei gesellschaftlicher Teilhabe. In gemeinsamen Aktivitäten treffen junge Menschen mit unterschiedlicher Geschichte aufeinander, lernen voneinander und können so Vorurteile abbauen. Die Aktivitäten der Initiative umfassen Sport, Kunst, Kultur, Musik und Performance.

Wir gratulieren den Preisträger_innen!

MigAward – Nominierungen 2015

Die Nominierungen für den MigAward 2015 stehen fest. Der Preis, der seit 2012 von BUM MEDIA verliehen wird, zeichnet Organisationen, Projekte und Persönlichkeiten aus, die die Partizipation von Migrant_innen in Österreich fördern und innovative Ansätze in der Migrationsdebatte verfolgen.

Nominiert sind in der Kategorie **Persönlichkeit des Jahres**: Joana Aduwa Reiterer (Gründerin des Vereins Exit), Mehmet Koçak (Etap Restaurant) und Richard Schubert (Schriftsteller); **Projekt des Jahres**: 50 Jahre Gastarbeit – Wien sagt Danke!, Flüchtlinge Willkommen und Kontaktepool

Sprachencafe; **Bildung und Soziales**: Bewegung Mitmensch, Ehe ohne Grenzen und KAMA; **Wirtschaft und Arbeit**: fair.versity, Magdas Hotel und Verein Wirtschaft für Integration; **Medien**: Augustin, Kobuk und Medien-Servicestelle Neue Österreicher/innen. Und nicht zuletzt die Nominierungen für den **Negativpreis Sackgasse 2015**: Herbert Kickl – FPÖ, #stolzdrauf-Kampagne und Unwort „Integrationsunwilligkeit“.

Die Preise werden im Rahmen der Eröffnungsfeier der 5. Wiener Integrationswoche im Mai 2015 vergeben.

www.migaward.at



Projektteam (v.l.) V. Bakondy, L. Bratić, R. Wonisch, A. Akkılıç; Foto: Didi Sattmann/Wien Museum

Arbeitsmigration ins Wien Museum

Die Initiative **Minderheiten Wien** wurde gemeinsam mit dem Forschungszentrum für historische Minderheiten und des Archivs der Migration) ein qualifiziertes Team mit umfangreicher Erfahrung ausgewählt. Für das Gelingen des Projekts ist die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Communities und Vereinen eine wesentliche Voraussetzung. Daher das Anliegen des Teams: „Falls Sie Ideen für Objekte, Bilder und Geschichten haben, würden wir uns sehr freuen, wenn Sie diese mit uns teilen wollen.“

Für das Konzept und die Realisierung wurde mit Arif Akkılıç, Vida Bakondy, Ljubomir Bratić und Regina Wonisch (Vertreter_innen der Initiative

Minderheiten, des Forschungszentrums für historische Minderheiten und des Archivs der Migration) ein qualifiziertes Team mit umfangreicher Erfahrung ausgewählt.

Für das Gelingen des Projekts ist die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Communities und Vereinen eine wesentliche Voraussetzung. Daher das Anliegen des Teams: „Falls Sie Ideen für Objekte, Bilder und Geschichten haben, würden wir uns sehr freuen, wenn Sie diese mit uns teilen wollen.“

Kontakt: wienmuseum@migrationsammeln.at
Tel.: +43 680 246 88 04

Was wir sehen, glauben wir eher als das, was wir hören und lesen. Bilder können „bezeugen“, genauso wie sie auch lügen können. Und das nicht erst seit der Entstehung der perfekten Bildmanipulationstechniken. Die Entscheidung, was und wer ins Bild gesetzt wird; wie und in welchem Kontext das geschieht; und was und wer hingegen ausgelassen wird, kann schon die Realität verzerren.

Während politisches Handeln oft durch inszenierte Darstellung ins rechte Bild gesetzt wird, werden Taten ausgeführt, nur um eindrucksvolle Bilder zu erzeugen, die wiederum Handlungen auslösen. Unser Frühjahrsheft handelt von der Rolle der Bilder in der Gesellschaft, in der Politik und in der kulturellen Erinnerung.

Die Black Austrians intervenierten zwischen den Jahren 2006 und 2012 mehrfach gegen die gängige visuelle Darstellung Schwarzer Menschen in Österreich. Wir baten **simon INOU**, diese Kampagnen für die **Stimme** zusammenzufassen.

Die Regisseurin **Cana Bilir-Meier** machte einen Film über ihre Tante Semra Ertan, die sich 1982 in Hamburg öffentlich verbrannte, um ein Zeichen gegen den Rassismus in Deutschland zu setzen. Für ihre Dokumentation griff Bilir-Meier auf das Archiv von Semra Ertan und die medialen Bilder der Zeit zurück. Sie schildert den Entstehungsprozess ihres Films.

Ein Wandbild in Berlin, aus dem das Landeskriminalamt einen Satz entfernt, Bilder, die Menschen vor sich her tragen und der Kampf eines Vaters um die Umbenennung einer Straße. **Ayşe Güleç** beschäftigt sich mit Bild- und Raumpolitiken in der Migrationsgesellschaft im Zusammenhang mit den sogenannten NSU-Morden in Deutschland.

Ida Divinzenz und **Julia Wiegele** präsentieren zwei Videospiele als Best-Practice-Beispiele der visuellen Darstellung von Flucht und Flüchtlingen.

An dieser Stelle einen herzlichen Dank an **Johanna Schaffer** für die Textauswahl und die Übersetzung (mit Dagmar Fink) aus „The Right to Look. A Counterhistory of Visuality“ von **Nicholas Mirzoeff** und für ihre visuelle Kuratierung durch die Vermittlung einer Illustration der Künstlerin **Evelyn Wangui**.

Auch in der Kolumne *Spurensicherung* geht es um Bilder, konkret um ein Fotoalbum aus der Hinterlassenschaft von Fritzi Löwy, gefeierter Schwimmstar des S.C. Hakoah Wien in den 1920er und 1930er Jahren. **Vida Bakondy** geht der vielschichtigen Erzählung hinter den eingeklebten Postkarten und Fotos nach.

Am 4. Februar 2015 jährte sich der Rohrbombenanschlag auf Roma in Oberwart zum 20. Mal. In der *Nachlese* bringen wir zwei Beiträge zu diesem Anlass: **Elisabeth Günther** sprach für Radio Stimme mit **Andreas Peham** vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands und **Michael Genner** von *Asyl in Not* über die Verstrickung von rassistischer Politik und rechtsextrem motivierten Terroranschlägen. **Petra Permesser** wirft einen kritischen Blick auf die Berichterstattung und die Gedenkveranstaltungen rund um den 20. Jahrestag des Attentats.

In eigener Sache

Die von der **Initiative Minderheiten** initiierte und aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds sowie des Bundesministeriums für Bildung und Frauen geförderte Roma-Bildungs- und Ausbildungsstudie (ROMBAS 2013-14) wurde am 25. Februar 2015 im Rahmen der 13. Roma – Dialogplattform im Bundeskanzleramt erstmals der Öffentlichkeit präsentiert. Die Studie ist auf unserer Homepage abrufbar (http://minderheiten.at/images/rombas_druck.pdf).

Die Ausstellung *Romane Thana – Orte der Roma und Sinti*, der wir unsere letzte Ausgabe gewidmet haben, ist noch bis 17. Mai 2015 in Wien Museum zu sehen. Besonders aufmerksam machen möchten wir unsere Leserinnen und Leser auf das umfangreiche Begleitprogramm mit Stadtexpeditionen, Vorträgen, Diskussionsveranstaltungen, Konzerten sowie einer Präsentation von Kunsthandwerk. Veranstaltungen und Termine auf www.initiative.minderheiten.at

Einen schönen Frühlingsbeginn mit anregender Lektüre wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Ins
Bild
gerückt

Die Grenzen der Satire

Es gibt inzwischen einen Wikipedia-Artikel mit dem Titel „Je suis Charlie“ – in (derzeit) 18 Sprachen. Viel ist seit den Tagen, in denen dieser Slogan um die Welt ging, analysiert und moralisiert worden. Ein großflächiges Thema hat sich mir besonders eingeprägt. Es betrifft die Grenzen der Satire.

Kaum hatte sich die kollektive *Charlie*-Identifikation ein wenig gelegt, entfachte sich auch schon die Debatte in den Medien und spaltete die vereinte Masse in zwei Gruppen. Die einen sagten (etwas rhetorisch überhöht), Satire habe *keine* Grenzen. Die anderen beklagten wiederum (fast schon routinhaft), dass es der hegemoniale Diskurs der Mehrheit sei, der sich in den „Mohammed-Karikaturen“ der rassistischen und kolonialistischen Stereotype über eine diskriminierte *Community* bediente. Satire müsse davor Halt machen.

Ich bin in der Türkei der 1970er Jahre sozialisiert und politisiert worden, unter anderem als aufstrebender Karikaturist. Es gab dort schon damals eine wachsende Zahl von Satirezeitschriften, die in ihrem Humorverständnis durchaus *Charlie Hebdo* vergleichbar waren und jungen Zeichner_innen als Schule dienten. Im Übrigen hatten zwei der im Jänner ermordeten Karikaturisten, Cabu und Georges Wolinski, einen großen Einfluss auf diese Generation. Wir betrachteten wochenlang mit Bewunderung, die meisten von uns auch ohne Französischkenntnisse, jeden Strich von ihnen, wenn es uns gelang, eines ihrer Bücher oder jener Hefte zu ergattern, in denen sie gerade publizierten: *Pilote*, *Hara-Kiri*, *Charlie Hebdo* ...

Die Türkei jener Jahre hatte, zumindest in ihrer offiziellen Lesart, den Anspruch, ein laizistischer Staat zu sein; wie Frankreich eben auch. Dies galt vor allem für die – zugegebenermaßen sehr kemalistisch geprägten – Linken. Man war entweder links oder gläubig, beides ging nicht zusammen. Entsprechend waren auch Satiremagazine in der Türkei seit jeher religionskritisch. Ich kann mich aber nicht erinnern, jemals eine „Mohammed-Karikatur“ in einer dieser Zeitschriften gesehen zu haben. Die Zeichner_innen hielten sich an die Selbstverständlichkeit in einem kulturell islamisch dominierten Land, dass der Prophet nicht abgebildet werden darf. Eine ethisch-moralische Grenze könnte man das nennen.

Seit nun fast 35 Jahren lebe ich in Wien und habe in dieser Zeit Karikaturen und Illustrationen in verschiedenen österreichischen Medien veröffentlicht, ohne hauptberuflich Zeichner zu sein; viele Jahre auch regelmäßig in der *Stimme*. Dabei orientierte ich mich an dem, was ich als Jugendlicher gelernt hatte: das Mittel der Überspitzung mit einer Ästhetik des Hässlichen zu paaren und dem Ganzen durch die *Andeutung* der Grenzenlosigkeit und des intendierten „höhe-

ren“ Zwecks der scheinbar „unmoralischen“ Überzeichnung eine politische Komik zu verleihen. Diese Art von Gratwanderung, so hatte ich es von meinen Meister_innen gelernt, macht ja die Kunst der Satire aus.

Ich kann nicht behaupten, dass meine Karikaturen besonders aufgefallen sind. Die seltenen Fälle einer direkten Reaktion fielen jedoch eher negativ aus: Die Nasen der Figuren seien besonders groß und würden daher an die antisemitischen Zeichnungen in *Der Stürmer* erinnern; Zigarren rauchende Kapitalisten zu zeichnen sei klassistisch, und eine klischeehafte „Gastarbeiter“-Figur überhaupt rassistisch; sexistisch seien meine Karikaturen sowieso ... Es ging und geht diesmal um die Grenzen der Wahrnehmung, um eine politische Ästhetik, die sicher auch zeitgeschichtlich geprägt ist.

Eine weitere Grenze: Naturgemäß musste auch *Charlie Hebdo* (wie davor noch *Hara-Kiri*) mehrfach an Grenzen stoßen und sich zum Teil von ihnen „treiben“ lassen: etwa von juristischen Klagen. Das gilt für alle Medien und Personen, die in ihren öffentlichen Auftritten Satire als Mittel anwenden.

Kurzum: Es gibt sehr wohl Grenzen der Satire, auch jenseits von (durch äußere Mächte auferlegten) streng religiösen oder politischen Grenzen – ob sie ästhetischer, ethischer oder juridischer Natur sind. Sie sind aber stets umkämpft, verschieben sich, werden immer von neuem gezogen. Ob es Grenzen geben darf oder soll, ist selbst eine ethische Frage, die damit ihrerseits auf eine moralische „Grenze“ abzielt.

Freilich existieren Unterschiede im Umgang: Manche lehnen sich couragiert gegen Grenzen auf, manche respektieren sie und gehen sorgsam mit ihnen um, manche andere wiederum internalisieren sie einfach und stellen sie nicht in Frage. Doch die heroisch als Gefahr an die Wand gemalte „Schere im Kopf“ – die tragen nicht nur einige von uns, sondern wir alle, während unsere Füße in der Gesellschaft verankert sind, buchstäblich im Kopf: als kulturelle Prägungen, als Wahrnehmungsschwellen oder als ästhetische Selbstverständlichkeiten; nicht selten auch als juristische Gegebenheit. Der fragende Fokus sollte daher nicht auf der essenziellen „Wahrheit“ des Gezeichneten liegen, sondern auf den soziokulturellen und politischen Mechanismen, die diese Wahrheit mit gestalten: Die „Mohammed-Karikaturen“ mit dem Argument zu bekämpfen, sie seien einfach *schlecht* oder *politisch falsch*, führt schnurstracks zu der Frage, was denn *gute* und *politisch richtige Kunst* sei. Die Zeitgeschichte warnt uns indes vor diesem gefährlichen Territorium.

Abschließend eine Frage für weitere Debatten: Ist denn *Community* wirklich ein nützlicher Begriff im Kampf gegen Rassismus?

Ins Bild gerückt

Interventionen gegen die dominante Bildpolitik



Mit eigenen Bildern in den öffentlichen Raum

Beispiele aus den Black Austrian Communities

Zwischen 2005 und 2012 entstanden zahlreiche erfolgreiche Interventionen der Black Austrians in die gängige Bildpolitik: die Kommunikationskampagne „Black Austria“, die Plakatserien „Arbeiten gegen Rassismus“ und „Für eine Sprache ohne Rassismus“ in Wien und Graz, „MeinJulius“ gegen den „Meinl-M*“ und nicht zuletzt „NoMohr“ gegen das Logo von M* Bräu in Vorarlberg. Eine Zusammenfassung.



CC: Toledo i Dertschei, simon INOU, Markus Wailand

Idee & Umsetzung: simon INOU und Mara Niang

Von Dezember 2006 bis Ende Jänner 2007 lief in Österreich die Kommunikationskampagne www.blackaustria.at zum Abbau von Vorurteilen gegenüber Schwarzen Menschen. Organisiert war die Kampagne von M-MEDIA und AFRA^[1]: Nicht nur wir, sondern auch viele ÖsterreicherInnen hatten es satt, immer nur die verzerrten Nachrichten und Bilder über Schwarze Menschen in diesem Land zu konsumieren.

In fünf Anzeigen und drei Plakat-Sujets wurden Schwarze Menschen – keine Models –, die in Österreich leben und als Radio-Moderatorin, Musiker, Filmemacher, Tagesmutter und Studentin tätig sind, porträtiert

und in Kontrast zu bestehenden Vorurteilen gesetzt.

Egal, ob diese Schwarzen Menschen aus Afrika, Europa, Nordamerika oder Lateinamerika stammen, wir waren und sind bis heute stets mit zwei Vorurteilen konfrontiert: auf der einen Seite mit dem Vorurteil des Kriminellen oder der Prostituierten, auf der anderen Seite mit dem des „Opfers“ – von Rassismus, von Ausbeutung, Krieg und Diktatur. Und dieses zweite Vorurteil macht aus uns jene, denen ewig zu helfen sein wird, die nicht wirklich mündige Menschen sein können.

Das Projekt „Black Austria“ brach mit diesen gängigen Klischees. Zum

ersten Mal in der Geschichte Österreichs hatten Schwarze Menschen schlicht auf Plakaten für sich geworben, für ihr Da-Sein. Nicht für irgendein Produkt oder als Spendenköder für Entwicklungshilfe. Die Kampagne löste ein ungeheures Medieninteresse aus, das von sehr positiv bis sehr negativ ausfiel.

Eine ähnliche Kampagne lief auch im Jahre 2008 unter dem Motto „Leiberltausch. Damit Schwarze Menschen in Österreich ein Leiberl haben!“. Das Black Austria-Team lud prominente Österreicher und Österreicherinnen wie Herbert Prohaska, Dodo Roscic, Roland Düringer, Willi Resetarits und Kristina Sprenger ein, T-Shirts mit gängigen Vorurteilen



Ein Bildplakat: auf der oberen Hälfte das Porträt eines lachenden Jungen, darunter die Worte: „Halit-Straße oder ich will meinen Sohn zurück“. **Ayşe Güleç** über die Bildpolitik rund um die sogenannten NSU-Morde in Deutschland.



gegenüber Schwarzen Menschen zu tragen. Auf den T-Shirts wurden klassische Vorverurteilungen wie Drogendealer, Sozialschmarotzer, Scheinasylant und Taschendieb transportiert. Wir zeigten damit: Ein Vorurteil überstülpt zu bekommen ist so einfach wie ein T-Shirt anzuziehen.

Es war also Zeit für einen „Leiberltausch“ als Zeichen der Verbundenheit. Wer ein „Black Austria“-T-Shirt trug, zeigte einerseits öffentlich auf, dass jeder ganz leicht Opfer von Vorverurteilungen werden kann. Und demonstrierte andererseits Solidarität mit all jenen, die täglich Repressalien ausgesetzt sind. „Black Austria“ bleibt bis heute die größte und erfolgreichste Kampagne ihrer Art in Österreich.

In den Jahren 2005 und 2007 entstanden aus der Kooperation des Künstlerinnenkollektivs Klub Zwei mit der Schwarze-Frauen-Community und AFRA weitere Plakatserien in Wien und Graz. Im Juli 2015 waren an Litfasssäulen, City-Light-Vitrinen und Plakatwänden in Haltestellenbereichen entlang der Wiener Straßenbahnlinie D verschiedene Plakatsujets mit antirassistischen Forderungen von Schwarzen Frauen zu sehen. Zwei Jahre danach folgte eine weitere Intervention in Graz: Unter dem Titel „Für eine Sprache ohne Rassismus“ waren auf Transparenten, einer Straßenbahn und einer Postkarten-Serie drei Statements zu lesen: „Ich kann sagen Afroösterreicherin. Es gibt Namen, die

selbstbestimmt sind“, „Ich kann sagen Schöckel im Hemd. Es gibt Begriffe, die antirassistisch sind“ und „Ich kann sagen Josefine-Soliman-Straße. Es gibt Utopien, die ermächtigend sind“.

MeinJulius und die öffentliche Kritik am „Meinl-M*“

Da Unternehmen nur Botschaften verstehen, die ihre Bilder in der Öffentlichkeit in Frage stellen, beschlossen wir, uns mit zwei Firmenlogos auseinanderzusetzen. Bis 2007 wollte die Firma Julius Meinl auf ihr Firmenemblem aus den Kolonialzeiten nicht verzichten – den gesichtslosen „Mohren“ mit gesenktem Haupt. Während der Dreharbeiten von „Here to Stay. Rassismus in Wien“ von Markus Wailand schlug ich vor, ein Widerstandslogo für Julius Meinl zu entwerfen, das dann von Carlos Toledo umgesetzt wurde. Das im Jahre 1924 entworfene rassistische Logo von Julius Meinl wurde durch *MeinJulius* ersetzt. An Stelle des „M*“ tritt eine schwarze Hand, die die rote Kopfbedeckung zusammendrückt. Unsere Botschaft war die folgende: *Mein Julius* hat keine Lust mehr auf ein dienstbotenartig gesenktes Haupt. Er geht, wann er will. Und wohin er will. Wenn er nicht will, bleibt er. Sein Leben ist kein Schicksal, und er nimmt es selbst in die Hand. Wie die Bilder, die in der Öffentlichkeit von ihm existieren.

Rassistische Klischees haben im öffentlichen Raum nichts verloren, egal, ob es dabei um verhetzende Beschmierungen auf Hauswänden oder um das „traditionsreiche“ Logo einer Kolonialwarenhandlung geht.

Die Verbreitung des neuen Logos in Mainstream-Medien und die dadurch entstandenen Schwierigkeiten für die Firma Meinl trugen dazu bei, dass das rassistische Logo verändert wurde. Auch vor der Luxus-Filiale von Julius Meinl am Graben, wo wir während der Dreharbeiten demonstrierten, ist das alte Logo durch ein neues, goldenes ersetzt worden. An dieser Stelle sollte auch erwähnt werden, dass das rassistische Logo der Firma Meinl in den USA aus Angst vor der Reaktion der Afro-AmerikanerInnen nicht in Verwendung war.

NOMOHR und der Widerstand der Vorarlberger Brauerei

Enorm wulstige Lippen – auch Schlauchbootlippen genannt – krauses Haar, affenartige Gesichtszüge, markante Nase: Das sind stereotypische Charakteristika von Schwarzen, wie sie in Vorarlberg tagtäglich im öffentlichen Raum verbreitet werden. Seit 83 Jahren hat die M*Bräu-Brauerei VorarlbergerInnen durch die Verbreitung von Rassismus in Geiselhaft genommen. Das bekannte Logo dieses Unternehmens findet sich nicht nur auf der Bierflasche, sondern auch auf verschiedenen Merchandising-Produkten wie T-Shirts oder Jacken,

^[1] International Center for Black Women's Perspectives

^[2] Susan Arndt / Nadja Ofuately-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster 2011.



Plakatkampagne 2007, www.blackaustria.at

Flaschenöffnern, Aschenbechern, MP3-Playern, Regenschirmen, Rucksäcken, Bierkrügen, Modellautos, LKW's, Marmeladegläsern, Blumenvasen, u.v.m.

Das Logo von M* Bräu wird seit Jahrzehnten so massiv und selbstverständlich verbreitet, dass viele ÖsterreicherInnen, insbesondere die VorarlbergerInnen, auf die rassistische Stereotypisierung gar nicht aufmerksam werden. Das Logo ist „Tradition“ und ist darüber hinaus sogar positiv besetzt. Es ist sogar von manchen schwarzen Menschen bereits verinnerlicht worden.

Susan Arndt, deutsche Anglistik- und Afrikawissenschaftlerin mit Schwerpunkt Literatur und Herausgeberin des Referenzwerkes „Wie Rassismus aus Wörtern spricht“^[2], erklärt: „M.« ist die älteste deutsche Bezeichnung, mit der Weisse

Schwarze Menschen als anders konstruiert haben. Der Begriff wurde aus anderen europäischen Kontexten übersetzt und geht etymologisch zurück auf das griechische moros, das ›töricht‹, ›einfältig‹, ›dumm‹ und auch ›gottlos‹ bedeutet.“

Warum benutzt eine Brauerei ein Logo voller Klischees über Schwarze Menschen, obwohl der Besitzer – Josef Mohr – keiner war? Wieso modernisiert diese Firma ihr Logo nicht? Das waren die Fragen, die uns motiviert haben, ein anderes Logo zu entwerfen.

In diesem Sinne nahm ich Kontakt mit dem Künstler und Designer Mara Niang auf, und gemeinsam entwickelten wir das Logo NO-MOHR. Diese postkoloniale und anti-rassistische Kritik wurde von Mainstream- und Nicht-Mainstream-Medien thematisiert und

heftig diskutiert. Die Firma M* Bräu zeigte sich zuerst gesprächsbereit, später jedoch nicht mehr. Eine Kampagne wurde auf Facebook initiiert. Der Kampf geht weiter.

Im Laufe dieser Kritik der Bildpolitik in unserer Gesellschaft haben wir immer wieder von einem Argument gehört: Das war schon immer so und es soll immer so bleiben. Also das Argument der Tradition. Im Übrigen bin ich derselben Meinung wie Gustav Mahler: „Tradition ist die Bewahrung des Feuers, nicht die Anbetung der Asche.“

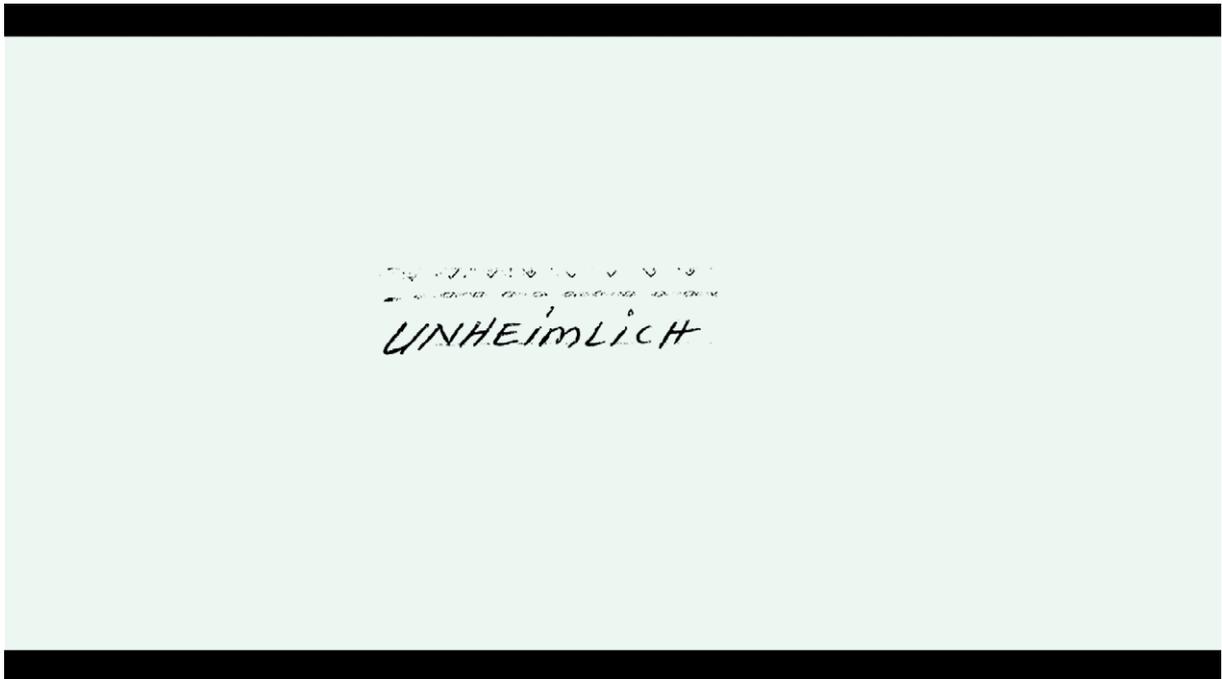
www.meinjulius.at
www.blackaustria.at
www.facebook.com/nomohr
<http://no-racism.net/upload/676178557.pdf>

simon INOU ist u. a. Geschäftsführer von M-MEDIA, Diversity Mediawatch Austria, und Herausgeber von „fresh - Black Austrian Lifestyle“ www.freshzine.at

Nachdenken über das Archiv

Notizen zu Semra Ertan [2013]

Am Anfang steht das Wort „Unheimlich“



Dieses handgeschriebene Wort steht auf weißem Hintergrund im Bildmittelpunkt des Filmes. Es ist die Schrift der Schriftstellerin Semra Ertan im Jahre 1979. Ein Wort folgt dem anderen, ein ganzes Gedicht.

Wir lesen

*Wenn sie sagt
Sie sei unheimlich
Glücklich
Heißt es
Dass sie heimlich
Unglücklich ist
Weil sie
Kein Heim hat
[...]*

Semra Ertan, 1977

Semra Ertan, geboren 1956 in der Türkei, zog 1972 zu ihren Eltern in die Bundesrepublik Deutschland. Sie arbeitete als technische Bauzeichnerin und Dolmetscherin und schrieb über 350 Gedichte. 1982 verbrannte sich Semra Ertan in Hamburg, um ein Zeichen gegen den Rassismus in Deutschland zu setzen.

Der Film *Semra Ertan* entstand in einem wechselseitigen Prozess des Sichtens und Archivierens. Ertans Bilder und Dokumente wurden in einem persönlichen „Erinnerungsarchiv“ gesammelt – und werden im Film im Kontext dieses Archivs sichtbar, in einer Kiste zum Beispiel, oder in einem Ordner.

Ich lese mich durch das Archiv und dokumentiere meine Recherche mit einer Handykamera.

Ich bin am Beginn des Arbeitsprozesses und am Beginn meiner Recherche. Ich habe Semra Ertan persönlich nicht gekannt. Meine Familie mütterlicherseits kommt aus der Türkei, und meine Großeltern waren sogenannte „Gastarbeiter_innen“. Semra Ertan ist meine Tante.

Meine Familie sammelte Semra Ertans Notizen, Gedichte, Briefe, Urkunden, Fotos, Zeitungsartikel, ein persönliches Erinnerungsarchiv. Neben der Heiratsurkunde findet sich ein ärztliches Attest, neben den Gedichten finden sich Deutschübungen.

Semra Ertan veröffentlichte einige Gedichte in Büchern, doch das meiste steht noch unveröffentlicht in ihren Notizbüchern.

In meiner weiteren Recherche, außerhalb des persönlichen Erinnerungsschreibens meiner Familie, finde ich: Eine Radiosendung, ein Musikstück und eine Fernsehreportage aus den 1980er und 1990er Jahren, die auf Semra Ertan verweisen.

Die Radiosendung des bayrischen Rundfunks lässt 1990 „Experten“ zum Thema Migration zu Wort kommen. Semra Ertans Gedichte werden auf Deutsch und Türkisch vorgelesen. Die über eine Stunde dauernde Sendung wird durchgehend mit folkloristischer Musik untermalt. Die Musik zwingt die Zuhörer_innen notgedrungen in einen melancholischen Zustand und führt sie weit weg von Deutschland, an einen anderen Ort. Wir erfahren am Ende der Sendung den Namen der türkischen Sprecherin nicht, sie wird in den Credits nicht erwähnt.

Im Radiobericht wird auch eine Aufnahme des NDR von 1982 abgespielt: In einem Anruf an den Sender spricht Semra Ertan das Gedicht *Mein Name ist Ausländer* und kündigt ihren Tod an.

Es klingt nicht wie ein Gedicht, es ist mehr ein Manifest oder ein wütendes Statement.

1982 schreibt Enjott Schneider das Musikstück *Semra Ertan*.

2007 finde ich seine Mailadresse und schreibe ihm. Er schickt mir das Musikstück per Post auf CD und schreibt:

Liebe Cana, [...] ich freue mich von dir zu hören.

Die Musik hatte ich noch auf einem analogen Tonträger und musste sie erst digitalisieren.

Er stellt mir die Nutzungsrechte am Musikstück unentgeltlich zur

Verfügung. Die einzige Bedingung ist, dass ich seinen Namen nenne. Die Musik wird Teil des Filmes, und ich sehe sie als das, was sie ist: ein Dokument, ein Teil des Archivs; ein Adagio und ein Scherzo fürs Oktett.

Die Fernsehreportage des WDR aus dem Jahr 1984 hat den Titel „Tod einer Türkin“.

Wieder kein Name.

Ich lese: *Mein Name ist Ausländer.*

Ich arbeite hier

Ich weiß wie ich arbeite

Die Deutschen wissen es auch

Meine Arbeit ist schwer

Meine Arbeit ist schmutzig

Das gefällt mir nicht, sage ich

„Wenn dir die Arbeit nicht gefällt, geh in deine Heimat“ sagen sie

Meine Arbeit ist schwer

Meine Arbeit ist schmutzig

Mein Lohn ist niedrig

Auch ich zahle Steuern sage ich

Ich werde es immer wieder sagen,

Wenn ich immer wieder hören muss

„Suche dir eine andere Arbeit“

Aber die Schuld liegt nicht

bei den Deutschen

Liegt nicht bei den Türken

Die Türkei braucht Devisen

Deutschland Arbeitskräfte

Die Türkei hat uns nach

Europa geschickt

Wie Stiefkinder

Wie unbrauchbare Menschen

Aber dennoch braucht sie Devisen

Braucht sie Ruhe

Mein Land hat mich ins

Ausland geschickt

Mein Name ist Ausländer

Semra Ertan, 1981

Ich schreibe den Fernsehsender an, um eine Kopie der Reportage zu bekommen. Ich warte fünf Wochen, weil die Sendung erst digitalisiert werden muss und zahle 40 Euro, nur für

die Kopie. Die Rechnung kommt mit der DVD. Ich sehe die Reportage an und höre Semra Ertans Stimme. Es gibt Interviews. Wir sehen das Grab und trauernde Menschen in der Türkei. Dann arbeitende Menschen in Deutschland in irgendeiner Fabrik. Die Reportage dauert zehn Minuten, dann ist es wieder vorbei. Wir sehen den Reporter, er leitet über zum nächsten Thema.

Ich denke über eine Verwendung nach und darüber, wie ich das Found-Footage im Film einsetzen kann. Ich schneide die Schnitte in der Reportage und nehme sie in meinen Film auf. Vorher und nachher setzte ich ein schwarzes Bild. Im Film *Semra Ertan* sehen wir jeweils zwei Sekunden lang das Found-Footage-Material, insgesamt sechs Mal die Schnitte der Reportage.

Am Ende des Filmes *Semra Ertan* ist es, als ob wir die Reportage kennen würden, obwohl wir nur einen winzigen Ausschnitt davon gesehen haben.

Schnitt im Schnitt.

Ich versuche, die Wahrheitserzeugung der Reportage durch die Schnitte aufzulösen.

Dabei war mir nicht von Anfang an klar, dass ich einen Film machen würde, erst nach einer gewissen Recherche, sammelte ich die Dinge in einem Film.

Dabei ist der Film für mich ein eigenes, ein persönliches Archiv geworden.

Ein Archiv in einem filmischen Format.

Als ich beim Fernsehsender wegen der Rechte anfrage, die Reportage zu verwenden, schreiben sie mir:

„Wir freuen uns über Ihr Interesse an der Produktion MONITOR, TOD EINER TÜRKIN.“

„§ 2 Lizenzzeit: 1 Jahr. Lizenzgebiet: Österreich. Unterrichts- und wissenschaftliche Zwecke einschließlich

öffentlicher Wiedergabe im geschlossenen Nutzerkreis – Universität (Lizenzgebühr: 130 Euro). Gesamtsumme: 130 Euro zzgl. USt. In gesetzlich vorgeschriebener Höhe.“

Ich erkundige mich bei einem Anwalt, er sieht sich an, wie ich das Material verwendet habe.

Für ein Zitat in einer künstlerischen Umsetzung sieht das Gesetz keine Bezahlung vor.

Ich zahle nicht. Am Ende meines Filmes steht: „Der Film zitiert Ausschnitte: WDR Monitor 22.06.1982“

Ich recherchiere im Internet weiter. Es gibt einen Wikipedia-Eintrag über Semra Ertan.

Ich finde nichts darüber, dass sie Schriftstellerin war.

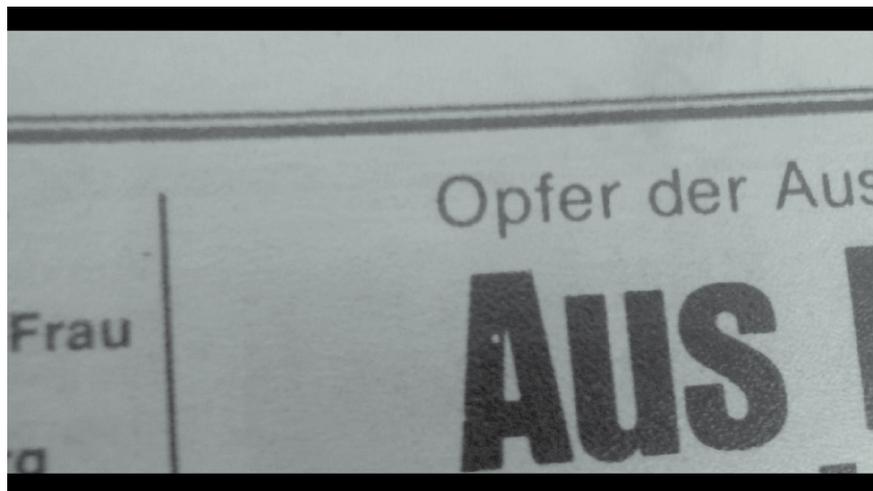
Wieder der Tod einer Unbekannten.

Wie kann ich mich der Art, wie die Medien über Semra Ertan sprechen, verweigern?

Was kann der Film leisten, wenn er zur Poesie wird?

Ich ändere den Wikipedia-Eintrag und nenne Semra Ertans Berufe: Schriftstellerin, technische Zeichnerin und Dolmetscherin.

Ich verändere das Material aus Fernseh- und Radioreportage. Was gehört zusammen? Was passt zueinander?



Ich entscheide mich dagegen, neu und weiter zu filmen. Keine Interviews. Keine Talking Heads.

Im Film wird nicht sichtbar, dass ich eine verwandtschaftliche Beziehung habe, das wäre ein anderer Film, mit einem anderem Fokus, den ich nicht setzen will.

Ich stelle die Dinge in Bezug zueinander und ordne sie neu. Entwerfe und lese die Geschichte, ohne sie festschreiben zu wollen. *Es ist mein Blick auf etwas.*

Ich will keine Vollständigkeit oder stringente Narration, leere Bilder und Pausen bleiben.

Ich erzähle nicht alles, Fragen entstehen und werden nicht beantwortet.

Nicht alles ist sichtbar in einem Film. Unvollständigkeit bleibt. Das gefällt mir eigentlich sehr gut.

Ich will keinen Film als Migrantin über Migration machen. Ich will keine Schuldzuweisungen produzieren. Ich will keine vollständige Geschichte „über Migration“ erzählen. Es geht um einen respektvollen Umgang mit (der) Geschichte. Es geht um Verantwortung für das, was ich zeige.

Ich will nicht die Biografie von Semra Ertan verfilmen. Biografie ist Konstruktion, es gibt tausende Lesarten einer Biografie, und jede ist nur ein möglicher Entwurf, der hinzugefügt wird.

Ich entscheide mich dafür, einen Film mit Semra Ertans Gedichten und meinen Bildern zu machen.

Eine *Begegnung* im Film.

[...]
Wer weiß, unter der Erde könnte ich mich wie ein Fluss verlieren, wenn du mich nicht finden würdest und ich dieses Gedicht nicht schreibe.

Semra Ertan, 1979

Ein Gedicht in einem filmischen Format.

Dieser Text erschien in der Zeitschrift Frauen und Film, Heft 67/2015.

Cana Bilir-Meier, Studium der Kunstpädagogik in Wien, ist Studentin der Klassen für Video- und Videoinstallation sowie Kunst und digitale Medien an der Akademie der bildenden Künste Wien.

Halit-Straße oder ich will meinen Sohn zurück

Bild- und Raumpolitik(en) in der Migrationsgesellschaft

Unter Einsatz mehrerer Mannschaftswagen und Gefangenentransporter ließ Anfang Juni 2014 das Landeskriminalamt in Berlin aus einem Wandbild den Satz „Staat und Nazis Hand in Hand“ entfernen.^[1] Mit diesem Wandbild erinnerte ein Berliner Bündnis gegen Rassismus an den zehnten Jahrestag eines Anschlags, bei dem durch eine Nagelbombe in der Kölner Keupstraße mehrere Menschen verletzt wurden – eine der Taten des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU), der von 2000 bis zum Zeitpunkt seiner Selbstenttarnung Anfang November 2011 mindestens zehn Morde und zwei Bombenanschläge begangen hat.



Die Zerstörung eines Wandbildes; Fotos: Bündnis gegen Rassismus Berlin

Kassel ist der Ort, an dem Halit Yozgat als das neunte Opfer durch den NSU ermordet wurde. In der aktuellen Auseinandersetzung, bei der es um eine Straßenbenennung nach Halit Yozgat geht, sind ebenfalls Bild- und Raumpolitiken wahrnehmbar und miteinander verbunden. Seit der Gründung der Initiative „6. April“, die das Gedenken an Halit Yozgat wachhält und den Diskurs über Rassismus in Kassel stärker öffnen will, stehe ich als Teil der Initiative mit İsmail Yozgat – dem Vater des Ermordeten – in Kontakt. Seit bekannt wurde,

dass die Mordserie auf das Konto des NSU geht, fordert İsmail Yozgat, die Holländische Straße, in der Halit Yozgat ermordet wurde, in Halit-Straße umzubenennen.^[2]

In der Auseinandersetzung darüber, den Opfern von rassistischen

Taten einen Ort des Gedenkens zu geben, spielen Bilder, Bildräume und konkrete, physische Räume und deren Raumqualitäten eine zentrale Rolle. Sowohl mit Bildern als auch mit und in Räumen finden visuelle und praktische Politiken, Handlungen und Interaktionen

[1] Wegen Verunglimpfung des Staates und Verstoßes gegen § 90a des Strafgesetzbuches (StGB) wurde eine Strafanzeige gegen das Bündnis gegen Rassismus eingeleitet. Einen Monat später hat die Staatsanwaltschaft das Verfahren eingestellt, da diese Äußerung zwar provokant, aber angesichts des Münchener Prozesses zulässig sei. Ende Juni 2014 hat das Bündnis gegen den rechtswidrigen Polizeieinsatz geklagt und fordert, dass die Polizei den entfernten Satz wieder in das Wandbild einfügt.

[2] Entgegen dieser Forderung hat die Stadt nicht die Holländische Straße, sondern einen Platz und eine Straßenbahnhaltestelle in räumlicher Nähe zum Internetcafé von Halit Yozgat „Halit-Platz“ benannt.

statt, die zu Orten der politischen Intervention, der Argumente und Gegenargumente werden. Daher spielen im Folgenden Bilder, getragene Bilder und ihre Bildträger_innen sowie die konkret geforderten und verweigerten Räume eine Rolle.

Am lokalen Beispiel des neunten Opfers Halit Yozgat werden die Verstrickungen des Verfassungsschutzes und die rassistischen Vorgehensweisen der staatlichen Stellen während der Ermittlungen vor dem Aufliegen des NSU und danach deutlich. In groben Zügen berichte ich über die Geschehnisse und befrage dabei die Bild- und Raumpolitiken in der Auseinandersetzung zur Frage der Straßenumbenennung in Kassel. Hieraus lassen sich unterschiedliche Argumentationslinien ablesen, die auf andere Themen, Fragestellungen und Kämpfe zwischen majorisierten und minorisierten Kontexten und Positionen in der Migrationsgesellschaft übertragbar sind.^[3]

Was geschah in Kassel?

1980 wurde Halit Yozgat in der Holländischen Straße geboren; er wurde am 6. April 2006 in seinem Internetcafé ermordet. Am Nachmittag des 6. April 2006 waren sechs Kunden im Laden. Kurz nach 17:00 Uhr kam der Vater İsmail Yozgat, um seinen

Sohn abzulösen, damit dieser zum Abendgymnasium gehen konnte. Er fand ihn durch zwei Kopfschüsse schwer verletzt hinter dem Tresen liegend. Wenige Minuten später starb Halit Yozgat in den Armen seines Vaters.

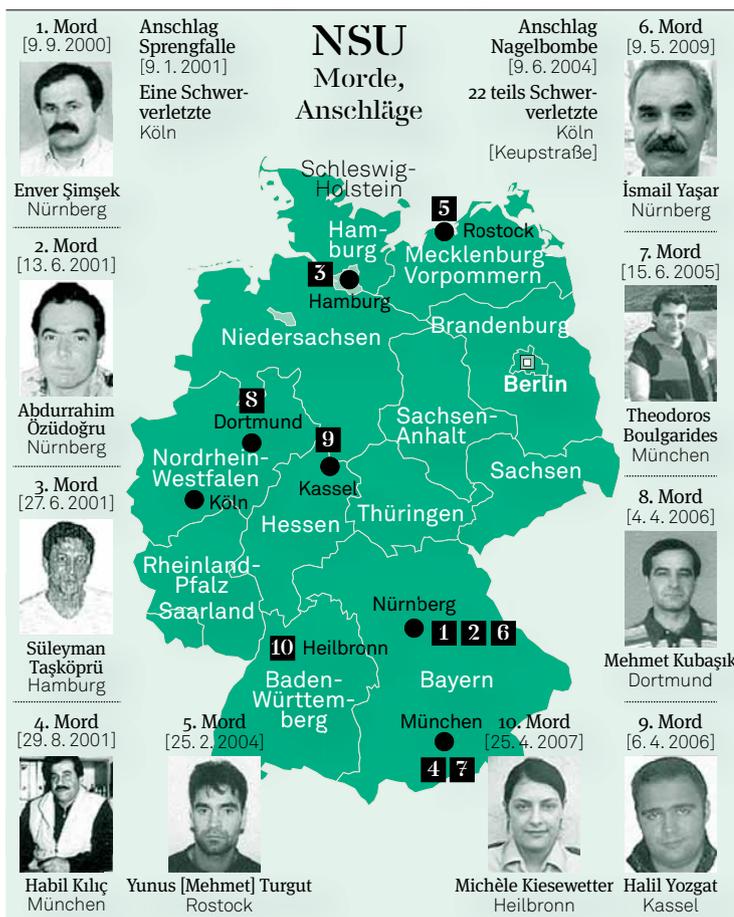
Wie später ermittelt wurde, befand sich zur Tatzeit ein Mitarbeiter des hessischen Landesamtes für Verfassungsschutz, Andreas Temme im Laden. Temme ist ein sogenannter „Quellenführer“^[4], und zwar für fünf Quellen im Bereich

mitarbeiter – um genau 17:01 Uhr – aus der Kontaktbörse *iLove* aus. Er legte das Geld auf den Tresen und verließ den Laden, während Halit Yozgat bereits schwer verletzt hinter dem Tresen auf dem Boden lag.

Nach dem dritten Mord gingen die ermittelnden Behörden von einer Serie aus. Und sie gingen von Anfang an von der Grundannahme aus, dass die Mörder in migrantischen Kreisen und im familiären Umfeld der Betroffenen zu suchen seien. Rassismus als relevantes

Verdachtsmoment wurde nicht nur ignoriert, sondern war von Anfang an kein Analysekriterium und wurde auch im weiteren Verlauf – trotz deutlicher Hinweise und Indizien – nicht berücksichtigt. Und das trotz vorliegender Gutachten, die „Hate Crime“, also Hassverbrechen aufgrund von „Ausländerfeindlichkeit“, für die Mordserie in Erwägung zogen. Denn neun der zehn Opfer hatten einen migrantischen Hintergrund und wurden mit ein und derselben Tatwaffe (Ceska-Pistole in Nürnberg, München,

Hamburg, Rostock, Dortmund und Kassel) umgebracht. Deutliche Anzeichen und Hinweise für Rassismus und Neonazi-Szenen wurden nicht gesehen. Stattdessen wurden Gegengutachten erstellt, um die These von einer migrantischen „Milieu-Kriminalität mit Mafia-Strukturen“ weiterzuverfolgen (wegen dieser Mutmaßung hatte der Verfassungsschutz in Nürnberg eigens eine Imbissbude eröffnet,



Quelle: Apabitz – antifaschistisches Pressearchiv und Bildungszentrum e.V., Berlin

Islamismus und für eine im Bereich Rechtsextremismus. Als Halit Yozgat zwischen 17:01 und 17:03 Uhr erschossen wurde, loggte sich dieser Verfassungsschutz-

^[3] Ich verwende den Begriff Migrationsgesellschaft, da Begriffe wie interkulturell, transkulturell oder auch postmigrantisch als Beschreibungen einer heterogen konstituierten Gesellschaft die darin enthaltenen gesellschaftlichen Unterschiede homogenisieren und somit Privilegien und Differenzen depolitisieren. Mit dem Begriff Migrationsgesellschaft will ich darauf verweisen, dass Migration ein konstitutiv-dauerhaftes wie auch prägendes und transformatives Element darstellt.

^[4] Ein Mitarbeiter des Verfassungsschutzes, der Kontakte zu Informanten (Quellen) im Bereich Rechtsextremismus und Islamismus hält und diese für Informationen bezahlt.



Getragene Bilder der Demo „Kein 10. Opfer“; Fotos: Sefa Defterli

um in den Kreisen der Dönerzulieferfirmen zu recherchieren). Die Medien und Tageszeitungen folgten diesen Mutmaßungen der ermittelnden Behörden und berichteten entsprechend von „Mafiamorden“, „Drogenkriminalität“ und „Dönermorden“.

Für die Familienangehörigen der Opfer und die Betroffenen der Bombenanschläge war das eine lange Zeit der unvorstellbaren Belastung, da sie bis zur Selbstenttarnung des NSU im Jahr 2011 selbst verdächtig und die Täter ausschließlich in migrantischen und familiären Kreisen gesucht wurden. Die Geschichte der Ermittlungen vor und nach dem Bekenntnis des NSU zu seinen Taten strotzt von groben, skandalösen Fehlern und dem Fehlverhalten der ermittelnden Beamten. Damit meine ich nicht nur das Schreddern wichtiger Akten, sondern das rassistische Ermittlungsverfahren und das Verhalten der Beamten und der staatlichen Behörden selbst.

Nur einen Monat nach dem Mord an Halit Yozgat fanden 2006 Demonstrationen zuerst in Kassel und dann in Dortmund unter dem Motto „Kein 10. Opfer“ statt. Organisiert

wurde der Trauerzug von drei Familien, deren Angehörige ermordet worden waren. Zu einer Zeit, als alle Behörden die Täter und die Mordmotive noch im familiären Umkreis der Angehörigen suchten, hatten die Angehörigen der Opfer bereits ein anderes Wissen, eine andere Erklärung und eine Analyse für die Mordserie. Sie gingen auf die Straße, um gemeinsam darauf aufmerksam zu machen.

Auf den Bildern aus dokumentarischem Filmmaterial tragen die Demonstrant_innen ein Banner mit der Aufschrift „Kein 10. Opfer“. An der Demonstration in Kassel nahmen über 4000 Personen teil. Die Route führte vom Internetcafé in der Holländischen Straße durch die Innenstadt bis zum Kasseler Rathaus. Von der kritischen Öffentlichkeit und verschiedenen linken und antirassistischen Gruppen wurde diese Demonstration kaum bis gar nicht wahrgenommen. So blieb sie eine fast inner-migrantische Angelegenheit. Auf den Videoaufnahmen und weiteren Bildern der Demonstration in Kassel und Dortmund sind neben dem Banner „Kein 10. Opfer“ Plakate mit der Forderung nach der Aufklärung der

„rassistischen Morde“ sichtbar.^[5] Ein Jahr später wurde die zehnte Person umgebracht.

Getragene Bilder – wie bei dem Trauerzug „Kein 10. Opfer“ – erinnern nach Tom Holert^[6] an das Tragen von Heiligenbildern bei Prozessionen oder an religiöse und politische Märtyrerbildnisse. Wichtiger aber erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass hier eher die Verbundenheit zwischen den Bildträger_innen und dem getragenen Bild gezeigt wird. Getragene Bilder von Personen haben immer eine besondere Wirkung. Mir fallen Bilder von kurdischen, argentinischen, chilenischen oder mexikanischen Frauen ein, die Porträts ihrer verschleppten und verschwundenen Töchter, Söhne oder Partner der Öffentlichkeit zeigen und (vor-)halten. Beim Betrachten solcher Bilder denke ich über die Verbindung zwischen Träger_in und porträtierter Person nach. Die Bildträger_innen argumentieren mit den Bildern, und vielleicht glauben sie an deren Wirkung und Macht. Die Angehörigen der Opfer und die übrigen Teilnehmer_innen des Trauerzuges „Kein 10. Opfer“ tragen die Bilder vor sich, sie zeigen, dass sie hinter den Ermordeten stehen und somit für sie einstehen. Eine dichte Körperlichkeit, bei der die Porträts am eigenen Körper, auf Brusthöhe und dicht am Herzen getragen werden. Das dichte Halten und Tragen der

[5] In den Redebeiträgen der Demonstration „Kein 10. Opfer“ in Kassel wurde gefordert, das Morden zu beenden und die Täter zu nennen. Die Redebeiträge wurden übersetzt, und die getragenen Transparente waren in deutscher Sprache. Adressiert wurden hier der Staat und die politisch Verantwortlichen.
Link zum Film: <http://www.nsu-watch.info/2014/01/kein-10-opfer-kurzfilm-ueber-die-schweigemaersche-in-kassel-und-dortmund-im-maijuni-2006/>.

[6] Tom Holert: Regieren im Bildraum. Berlin 2008.



Auf den ersten Blick sind es Momentaufnahmen des scheinbaren Glücks. **Vida Bakondy** spürt der Erzählung „hinter“ den Bildern im Fotoalbum der Hakoah-Schwimmerin Fritzi Löwy nach.



auf Seite
31

Bilder am eigenen Körper^[7] steht noch für etwas anderes: Durch das getragene Bild werden die Träger_innen auch zu Handelnden und somit zu Handlungsträger_innen. So findet mein Blick auch schnell İsmail Yozgat. Er und ein kleiner Junge tragen das Porträt von Halit.

Fordern und überfordern

Die Wohnung, in der Halit geboren wurde, befindet sich in der Holländischen Straße direkt über dem Internetcafé. In diesem Haus wurde er geboren. Und in diesem Haus wurde er ermordet. Im Februar 2012 wurden die betroffenen Familienangehörigen von Bundeskanzlerin Angela Merkel bei einer offiziellen Veranstaltung zum Gedenken an die Opfer des NSU-Terrors empfangen. Damals forderte İsmail Yozgat, wie alle anderen Familienangehörigen auch, die lückenlose Aufklärung der Morde und äußerte zum ersten Mal den Wunsch nach der Umbenennung der Holländischen Straße in Halit-Straße. Seither verleiht er seiner Forderung visuellen Nachdruck, und zwar mit einem Bildplakat. Ab diesem Zeitpunkt nutzt er

dieses Bildplakat bei allen öffentlichen Auftritten: im Gerichtssaal beim NSU-Prozess, bei Empfängen und Veranstaltungen – auch bei den jährlichen Gedenkveranstaltungen für Halit am 6. April in Kassel.



Bildträger İsmail Yozgat; Foto: Hakan Yılmaz, Kassel Magazin

Warum macht er das?

Das Bildplakat besteht in der oberen Hälfte aus dem Porträt von Halit als lachendem Jungen im Alter von etwa zehn Jahren. Der zweite, untere Teil des Bildplakates besteht aus der Forderung des Vaters nach der Umbenennung: Holländische Straße ist mit einem roten Strich durchgestrichen. Darunter steht:

„Halit-Straße oder ich will meinen Sohn zurück.“

Wenn İsmail Yozgat dieses Bildplakat trägt, dann situiert er sich in diesem Moment als Vater, dessen Kind ermordet wurde. Gleichzeitig

sind einige Verkehrungen, Brüche und Paradoxien eingebaut: Die Unmöglichkeit spielt in diesem Bild eine zentrale Rolle – unmöglich ist es, dass er seinen Sohn zurückbekommt. Ist die Forderung nach der Straßenumbenennung ebenso unmöglich? Oder ist ihm nicht das für unmöglich Geklaubte, für unmöglich Gehaltene passiert? Oder noch einmal anders: Ist es nicht eher im Bereich des Möglichen, den Namen der Holländischen Straße zu verändern, als

ihm den ermordeten Sohn lebendig zurückzugeben?

Auszug aus dem Beitrag der Autorin „Fordern, überfordern, verweigern. Bild- und Raumpolitiken in der Migrationsgesellschaft“. Der vollständige Text erscheint im März 2015 in „Gespräche über Rassismus. Perspektiven und Widerstände“, Hg. von Zülfükar Çetin und Savaş Taş im Verlag Yılmaz Günay.

Ayşe Güleç arbeitet als Sozialpädagogin im Bildungsbereich zum Schwerpunkt Migration des Kulturzentrum Schlachthof in Kassel, ist freie Kulturarbeiterin/Kunstvermittlerin und aktiv in der antirassistischen Vernetzung „Ini 6. April“ und im bundesweiten „Aktionsbündnis NSU-Komplex auflösen“.

[7] Hingegen werden bei Demonstrationen die Porträts von politischen Führern in der Regel – entfernt vom eigenen Körper – hochgehalten.

Auf der Flucht

Zwei Videospiele bieten ungewohnte Perspektiven

Die visuelle Repräsentation von Flucht und Flüchtlingen in den Mehrheitsmedien ist untragbar. Die meisten Bilder perpetuieren stereotype, rassistische oder fremdenfeindliche Vorstellungen oder stilisieren Menschen zu hilflosen Opfern.^[1] Die beiden Videospiele „Frontiers“ und „LastExitFlucht“ versuchen diese Bilder aufzubrechen und uns die Perspektive von Flüchtlingen – oder auch von Grenzpolizist_innen – näherzubringen.



„Frontiers“; © gold extra – www.goldextra.com

Laut dem Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) sind „jüngsten Schätzungen zufolge etwa 45,2 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. [...] mehr als die Hälfte von ihnen kommen aus Afghanistan und dem Irak. Hauptursache für Flucht und Vertreibung bleibt der Krieg“.^[2] Wenn es um die bildliche Darstellung von Menschen geht, deren einzige Gemeinsamkeit die Flucht ist, sind stereotype Darstellungen die gängige Antwort der Medienindustrie. Sie, die Zeugen, werden „... zu Objekten eines voyeuristischen Blicks, der an ‚Echtheit‘ interessiert ist, nicht aber an Veränderung,“ betont Hito Steyerl.^[3] Bedeutet: Jede neue Krise, die die Grundlage für die Flucht von Menschen bildet, schreibt sich in eine Veränderung des Stereotyps ein, ohne

jedoch die Tatsache Flucht und Flüchtling an sich in Frage zu stellen, und verhindert so, dass ein anderer Blickwinkel eingenommen oder gar über Lösungsansätze diskutiert wird.^[4]

Diese Bilder aufzubrechen und die grausame Realität von Flucht und Verfolgung erlebbar zu machen, ist das Thema der Künstler_innengruppe „gold extra“. 2006 haben sie mit der Entwicklung ihres Computerspiel „Frontiers“ begonnen, einem „serious

game“, das versucht, Information und Bildung spielerisch zu vereinen.

An den Mauern der Schande

Ausgangspunkt waren die Ereignisse an der Grenze zwischen Marokko und den spanischen Exclaven Ceuta und Melilla im Jahr 2005. Damals stürmten tausende afrikanische Flüchtlinge die Grenzzäune. Viele von ihnen wurden von den marokkanischen oder spanischen Behörden verletzt oder getötet.

[1] Vgl. dazu die Sendung „Bildpolitiken im Refugee Camp“ Zum Nachhören unter: <http://cba.fro.at/111822>

[2] Quelle: <http://www.unhcr.de/unhcr/international.html> (Stand: 9.2.2015).

[3] Hito Steyerl: Die Farbe der Wahrheit. Wien 2008, S. 17

[4] An dieser Stelle sei auf einen Artikel in „Le Monde Diplomatique“ vom 9.1.2015 verwiesen, der die „Inszenierung eines immer neuen ‚Flüchtlingsstroms‘“ kritisiert, der einen geordneteren Umgang mit dem Thema Flucht seit 20 Jahren behindert. Ein Grund dafür ist, dass das Geschäft mit den Flüchtlingen mittlerweile ertragreicher ist als der Drogenhandel. Vgl. dazu auch <http://tinyurl.com/murnxzu> (Stand: 23.2.2015)

Die Konsequenz: 30 Millionen Euro für die Errichtung der Hightech-Festungen Ceuta und Melilla und ein viel gefährlicherer Weg über das offene Meer für die Flüchtlinge.

Während in der Realität der Großteil der Flüchtlinge ins angrenzende Nachbarland flüchtet, liegt das Hauptaugenmerk der europäischen Berichterstattung auf den schwer bewachten europäischen Außengrenzen. Es gibt unzählige Bilder von hochtechnisierten europäischen Schiffen, die die maroden Flüchtlingsboote im Mittelmeer abfangen. Diese Bilder fungieren nicht nur als Zeichen technischer Überlegenheit, sie inszenieren auch eine moralische Überlegenheit und legen dadurch Zeugnis europäischen Denkens ab: Die zu Verurteilenden sind die Schlepper_innen, die mit der gefährlichen Überfahrt das Leben der Flüchtlinge aufs Spiel setzen, um letztendlich von Europäer_innen gerettet zu werden. Die grausamen Bilder, die sich an den Mauern der Schande – so nennen die Bewohner_innen Ceutas ihre Hightech-Festung – abspielen, finden jedoch selten Einzug in die mediale Berichterstattung. „Frontiers“ setzt genau hier an und lässt die Spieler_innen ein Europa von außen, den Zaun, die Mauer, die „Festung“ Europa erleben.

Wie gängigen Klischees entfliehen?

„Wir wollten selbst die Recherche betreiben und wissen, was an den Grenzen passiert“, so Karl Zechenter von „gold extra“ über die Anfänge von „Frontiers“. Von Beginn an wurde vor Ort recherchiert und darüber nachgedacht,

wie Flucht nachvollziehbar erlebt werden kann. Bei regelmäßigen Präsentationen im Vorfeld wurde dies mit den Flüchtlingen selbst wie auch mit Aktivist_innen besprochen und das Spiel so ständig weiterentwickelt. Und so ist auch die ästhetische Ausstattung bestmöglich der Realität nachempfunden. Die Flüchtlinge in Ceuta versuchen, in der Früh über den Zaun zu kommen, während am Hafen in Rotterdam alles in der Nacht passiert. „Am Anfang haben wir gedacht, wir machen alles ohne Waffen; dann hat aber die Recherche gezeigt: das geht nicht, es ist einfach ungeheuer gefährlich.“

„Frontiers“ scheint einfach strukturiert, Flüchtlinge verbinden sich

werden reale Erlebnisse in Erzählstränge verwebt, die den Spieler_innen erlauben, beide Optionen zu durchleben. Und diese Situationen bieten zumindest an, die eigenen Vorstellungen von Flucht und Flüchtlingen in Frage zu stellen.

Odyssee im Asylland

Der Trailer zum Spiel beginnt mit dem Satz: „They had to flee for different reasons, they travelled different paths, and only the fortunate will finally meet at: Frontiers – You have reached fortress europe.“^[5] Er dient als Einleitung zu dem, was kommen wird: Verhöre in dunklen Räumen, Gitterstäbe, Verwahrung, Pflegestationen,

Grabsteine. Und schließlich ein umfassender Fragenkatalog, der in der zynischen Frage gipfelt: „Why do you want asylum?“.

„Eines haben aber alle befragten Flüchtlinge gemeinsam, nämlich dass die wahre Odyssee erst im Asylland beginnt“, sagt Zechenter, und er kritisiert, dass sich seit zehn Jahren nichts verändert hat, außer dass die EU-Grenzagentur Frontex mehr Geld bekommt.

„LastExitFlucht“ vom UNHCR

UNHCR über das interaktive Videospiel „LastExitFlucht“: „Die Kombination von spielerischer Erfahrung und detaillierter Information soll ein Bewusstsein für die Schutzbedürftigkeit von Flüchtlingen und die Notwendigkeit von Lösungen für deren Probleme schaffen.“^[6]

In dieser Hinsicht ähnelt es „Frontiers“, doch die Ästhetik ist eine völlig andere. Während die graphische Gestaltung von „LastExitFlucht“ einem Cartoon ähnelt, arbeitet „Frontiers“ mit jener realistisch scheinenden 3D-Ästhetik, wie sie bei vielen „Ego-Shooter“-Spielen^[7] üblich ist. Die Künstler_innen von „gold extra“ bedienen sich einer sehr



Artikel



Erfahrungsbericht: Als Kind im Krieg
Paulo G. berichtet über den Bürgerkrieg in Angola und die Gefahren durch feindliche Rebellen. Heute lebt er in Deutschland.

mehr...



Erfahrungsbericht: Flucht aus Banja Luka
Eine Mutter muss mit ihren Kindern Bosnien während des Krieges verlassen. Die Flucht gestaltet sich schwierig.

mehr...

Videos

Flüchtlingsporträt: Von Somalia nach England

Abdirasak ist aus Somalia geflohen, einem Staat, in dem seit Jahren Bürgerkrieg und Gesetzlosigkeit herrschen. Er erzählt von der Flucht und der harten Zeit im Flüchtlingslager in Athen, bevor er und seine Familie nach London kamen.

Modem/ISDN (56K) DSL (256K) DSL (512K)

Flüchtlingsporträt: Von Irak nach Griechenland

Von der eigenen Regierung verfolgt, blüht dem Ingenieur Roggar nur die Flucht aus dem Irak. Mit einem falschem Pass macht er sich auf den Weg. Zu Fuß muss er einen verminten Grenzstreifen durchqueren. Schließlich gelangt er per Schiff nach Griechenland.

Modem/ISDN (56K) DSL (256K) DSL (512K)

„Last Exit Flucht“; © UNHCR – www.lastexitflucht.org

gegen die Grenzpolizist_innen und wollen über die Grenze. Es wird verhaftet, bestochen, und manches Mal gelingt sogar das Unwahrscheinliche, unerkannt die Grenze zu überqueren. Doch die Rollenverteilung ist nicht starr, so entscheidet der Zufall ob der die Spieler_in einen Flüchtling oder eine_n Grenzpolizist_in spielt. Und gerade dieser Perspektivenwechsel ist spannend, denn die Handlungsoptionen öffnen eine geradezu moralische Situation, ein humanitäres Feld, in dem sich die handelnden Menschen auch in der Realität befinden. So

^[5] Dt.: „Sie flüchteten aus unterschiedlichen Gründen, auf unterschiedlichen Wegen und nur die Erfolgreichen treffen letztendlich auf die Grenze – Du hast die Festung Europas erreicht.“

^[6] Vgl. dazu: <http://www.unhcr.de/service/unhcr-entdecken/lastexitflucht-onlinespiel.html> (Stand: 16.2.2015)

^[7] Vgl. dazu: <http://de.wikipedia.org/wiki/Ego-Shooter> (Stand: 16.2.2015)

^[8] Vgl. dazu: <http://goldextra.com/de/frontiers> (Stand: 23.2.2015)

^[9] Vgl. dazu: <http://www.seriousgames.de> oder <http://www.serious-games-solutions.de> (Stand: 23.2.2015)



„Last Exit Flucht“; © UNHCR – www.lastexitflucht.org

spannenden Methode, die sich „social mod“ nennt. Laut Homepage bedeutet dies, dass sie „die technischen Grundlagen bekannter Online First Person Spiele [verwenden] und daraus ein neues Spiel [entwickeln]. In „Frontiers“ werden so nicht nur die Grafik des Spiels, sondern auch die Spielstrategien und damit der Kontext, in denen diese Computerspiele üblicherweise wahrgenommen werden, modifiziert“.^[8]

Die kindgerechte visuelle Gestaltung von „LastExitFlucht“ (ab 13 Jahren) bedeutet einerseits eine gewisse Abstraktion, bietet andererseits aber eine ansprechende, bunte, lebendige Oberfläche. Verpackt darin findet die Spielerin oder der Spieler sehr viele Informationen zu Flucht und Flüchtlingen – so wird am Ende jeder bewältigten Aufgabe auf das sogenannte „Faktenweb“ verwiesen. Am eindeutigsten zeigt sich der pädagogische Charakter des Spiels daran, dass es sogar Downloads für Lehrer_innen anbietet. Das Spiel beginnt damit, dass frau aufgrund äußerer Umstände dazu gezwungen wird, aus dem eigenen Land zu fliehen. Im weiteren Verlauf müssen Gefahren erkannt, Hindernisse überwunden, und eine sichere Unterkunft im Asyl land gefunden werden. Während bei „Frontiers“ das Hauptaugenmerk auf den Weg in die Festung Europa gelegt ist, so ist „LastExitFlucht“ in drei Etappen gegliedert.

■ KRIEG UND KONFLIKT

Zu Beginn wählt der_die Spieler_in eine Figur, die während der ganzen Spieldauer die Spielidentität bleiben wird. Das erste Szenario ist ein

Polizeiverhör, bei dem frau gezwungen wird, die eigene Meinung, den Glauben und die politische Einstellung zu verleugnen, um am Leben zu bleiben. Als letzter Ausweg bleiben nur die Flucht und eine ungewisse Zukunft.

■ GRENZLAND

Im zweiten Teil beginnt der lange Fluchtweg im Verborgenen und unter ständiger Bedrohung. So muss frau beispielsweise aus einem Labyrinth entkommen, in dem an jeder Straßenecke Soldaten lauern, muss Schlepper bezahlen, Freunde und Gepäck zurücklassen.

■ EIN NEUES LEBEN

Wenn die ersten beiden Abschnitte erfolgreich gemeistert sind, beginnt ein neues Leben im Asyl land. Um sich zurechtzufinden, ist frau auf Hilfe angewiesen und muss eine neue Sprache erlernen. Konfrontiert wird der_die Spieler_in auch mit Anfeindungen und Vorurteilen. Das Zielland ist in „LastExitFlucht“ eindeutig mit Österreich, der Schweiz oder Deutschland identifizierbar, und es werden Stereotype in diesem Zusammenhang thematisiert. Besonders einprägsam ist die Aufgabe, in der ausgehend von verschiedenen biografischen Geschichten entschieden werden muss, ob es sich um einen „Einwanderer“ oder einen „Flüchtling“ handelt. Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass Flucht nie aus freien Stücken passiert.

Der sukzessive Spielaufbau ist eine Vereinfachung im Vergleich zu den eher unübersichtlichen und chaotischen Situationen in „Frontiers“. Bewältigt frau die gestellten Aufgaben nicht oder wählt die „falsche“ Option,

kommt es zu unangenehmen oder sogar tödlichen Konsequenzen: Schläge beim Verhör oder Attacken durch feindlich gesonnenene Menschen bei der Suche nach einem Schlafplatz.

Insgesamt ist das Videospiel „Last-ExitFlucht“ ein interessanter Versuch, ein schwieriges, belastendes Thema jungen Menschen näher zu bringen. Es wurde 2006 mit dem Österreichischen Staatspreis Multimedia ausgezeichnet und 2007 für den Grimme-Online-Award nominiert.

„Frontiers“ ist ein sehr erfolgreiches Spiel und inzwischen Teil der permanenten Ausstellung im ZKM-Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe. Mittlerweile arbeiten die Künstler_innen von „gold extra“ an ihrem neuen Spiel: „From Darkness“ beschäftigt sich unter anderen mit den Fragen der journalistischen Darstellung von Flüchtlingsgemeinden in Nairobi und Kampala. Im September 2015 soll eine spielfertige Version erscheinen.

Bilder können zu machtvollen politischen Instrumenten werden, wie die Kampagnen von UNHCR oder die Nutzung von „serious games“^[9] in unterschiedlichen Bereichen der Wissensvermittlung zeigen. Probieren Sie selbst aus, ob der spielerische Umgang mit dem Thema Flucht Sie überzeugt.

www.lastexitflucht.org
www.goldextra.com

Ida Divinzenz ist bildende Künstlerin und Redakteurin bei Radio Stimme.

Julia Wiegele, Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft sowie Spanisch in Wien und Madrid, ist Redakteurin bei Radio Stimme und Caja de guiños.

Das Recht hinzusehen

Oder: mit und gegen Visualität denken

Ich will das Recht hinzusehen einfordern.^[1]

Diese Forderung beansprucht, nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal, ein Anrecht auf das, was real ist [a right to the real (...)]. Sie mag seltsam klingen angesichts all dessen, was im Laufe der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts an fallenden Türmen, ertrinkenden Städten und endloser Gewalt in den alten und neuen Medien zu sehen war. Beim Recht hinzusehen geht es nicht um das Sehen. Das Recht hinzusehen beginnt auf einer persönlichen Ebene – damit, jemanden mit einem Blick in die Augen zu sehen, der Freund*innenschaft, Solidarität oder Liebe ausdrückt. Dieser Blick, der als solcher undarstellbar ist, muss wechselseitig sein, sonst scheitert er, und jede Person muss die andere darin erfinden.

Das Recht hinzusehen beansprucht Autonomie und fordert politische

Subjektivität und Kollektivität anstelle von Individualismus oder Voyeurismus: „Das Recht hinzublicken. Die Erfindung der/des Anderen.“^[2] Jacques Derrida prägte diese Formulierung in einem Text zu einem Fotoessay Marie-Françoise Plissarts,

in dem zwei Frauen beschrieben werden, die sich als Liebhaberinnen gegenseitig verfolgen, in einem ambivalenten und um Blickpraktiken wissenden Spiel.^[3] Diese Erfindung ist gewöhnlich, ist möglicherweise das Allgemeingut schlechthin, vielleicht sogar kommunistisch. Denn es gibt einen Tausch, aber keine Schaffung von Mehrwert. Du erlaubst, oder deine Gruppe erlaubt

an dem entscheidbar ist, was richtig ist. Dies ist die Forderung nach einer Subjektivität, die selbst die Autonomie besitzt, die Verhältnisse des Sichtbaren und Sagbaren zu bearbeiten.

Das Recht hinzusehen stellt sich der Polizei entgegen, wenn sie sagt: „Weitergehen, hier gibt’s nichts zu sehen.“ [...] Aber es gibt etwas zu

sehen, das wissen wir und das weiß die Polizei. Das Gegenteil des Rechts hinzusehen wird also nicht durch Zensur, sondern durch „Visualität“ gebildet, jene Autorität, die uns vorschreibt, weiterzugehen, jenes exklusive Anrecht auf die Möglichkeit hinzublicken. *Visualität* ist ein altes Wort für ein altes Projekt. Es ist kein trendiges Theoriewort für die Gesamtheit aller visuellen Bilder und Bildmittel, sondern ein Begriff des frühen 19. Jahrhunderts, der die Visualisierung der

Geschichte bezeichnete. [...] Diese Praxis basiert notwendig auf Imagination und eben nicht auf Wahrnehmung, denn das, was auf der Grundlage von Informationen, Bildern und Vorstellungen visualisiert wird, ist zu substanziell, um von einer Person allein gesehen zu werden. In eben der Fähigkeit, aus einzelnen Bestandteilen eine Visualisierung zu erstellen, manifestiert sich die Autorität der Visualisierenden. Diese Autorität ist jedoch immer schon

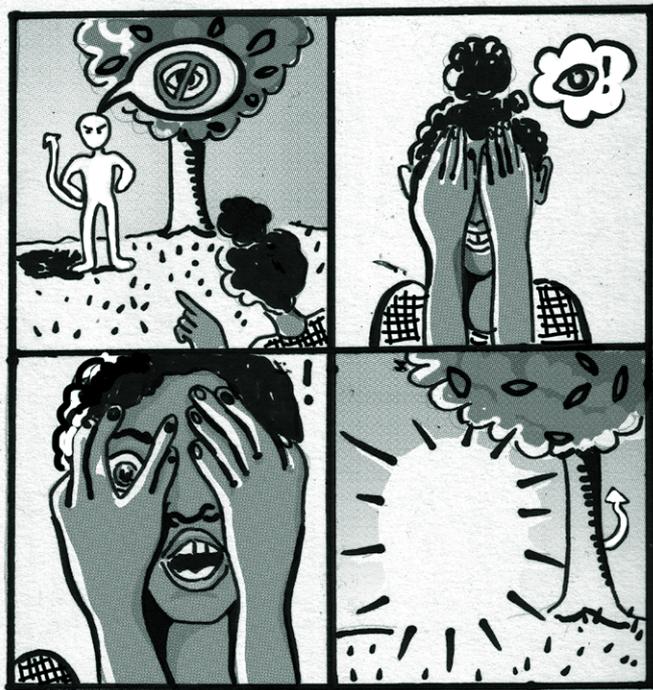


Illustration: Evelyn Wangui

eine*r anderen, dich zu finden, und auf diese Weise findest du die*n Andere*n und dich selbst. Es bedarf also der Anerkennung durch die* Andere*n, um selbst einen Ort einnehmen zu können, von dem aus Rechte einforderbar sind und

[1] Fortgesetzt wird diese Forderung auf <http://nicholasmirzoeff.com/RTL>

[2] Marie-Françoise Plissart/Jacques Derrida: Recht auf Einsicht. Hg. v. Peter Engelmann. Wien: Edition Passagen 1985. Mirzoeff zitiert die englische Übersetzung „Right of Inspection“ (1998) des französischen Originaltextes „Droit des regards“ (1985).

[3] Für eine einsichtsvolle Diskussion dieses Textes vgl. Amy Villarejo: *Lesbian Rule. Cultural Criticism and the Value of Desire*. Durham: Duke University Press 2003, S. 55–82.

umstritten. Damit wir ihr als „normal“ oder alltäglich zustimmen, muss sie kontinuierlich aufs Neue autorisiert werden. Die Autonomie, die durch das Recht hinzublicken behauptet wird, steht daher der Autorität der Visualität konträr gegenüber. Doch das Recht hinzublicken war zuerst da, das sollten wir nicht vergessen. [...]

Wie können wir mit der und gegen die Visualität denken?

Die ersten Domänen der Visualität waren die Plantagen der Versklavung, die von Aufseher*innen, die als Stellvertreter*innen des Souveräns fungierten, überwacht wurden. Diese uneingeschränkte Überwachung, die durch gewaltsame Bestrafung verstärkt wurde, diente jedoch zugleich der Aufrechterhaltung einer modernen Arbeitsteilung. Ab dem späten 18. Jahrhundert, als die Schlachtfelder so sehr an Größe und Komplexität gewannen, dass sie rein physisch nicht mehr von Einzelpersonen zu überblicken waren, wurde das Visualisieren ein Kennzeichen des modernen Generals. Auf der Grundlage von Information, die die Subalternoffiziere, jene neue, eigens für diese Zwecke geschaffene Offiziersklasse von niedrigstem Rang, lieferten, und seiner eigenen Vorstellungen und Bilder war der General der modernen Kriegsführung, wie ihn Carl von Clausewitz theoretisierte und praktizierte, für die Visualisierung des Schlachtfeldes verantwortlich. Zu diesem Zeitpunkt, 1840, wird Visualität in genau diesem Sinne durch den Historiker Thomas Carlyle (1795–1881) verwendet, der damit das bezeichnet, was er die Tradition heldenhafter Führung nennt. Diese visualisiert Geschichte, um autoritäre Autorität aufrecht zu erhalten. Carlyle war darum bemüht, den Helden als mythische Figur zu beschwören, als „lebendigen

Lichterquell, dem nahe zu sein gut und angenehm ist ... ein natürlicher, aufgrund eines Himmelsgeschenktes leuchtender Leuchtkörper.“^[4]

Auf den Plantagen fand Autorität in Visualität ihre Ergänzung, nun aber war Autorität Licht. Licht ist göttlich, also ist die Autorität sichtlich in der Lage, Dinge in Bewegung zu versetzen, und das fühlt sich dann auch richtig an: Es ist ästhetisch. Autoritäre Gewalt fand ihre Ergänzung in Visualität [...]. So formierte sich ein Komplex, der aufgrund seiner Mitwirkung an der „Historie“ als natürlich betrachtet wurde. Die Autonomie, die vom Recht des Hinsehens behauptet wird, steht daher der Autorität der Visualität diametral entgegen. Visualisieren ist die Herstellung von Visualität – sie bereitet die Prozesse der „Geschichte“ so auf, dass sie von der Autorität wahrnehmbar sind. [...]

Sojourner Truths Selbstpräsentation als Heldin der Abolition in den USA forderte die Konstruktion des Heldentums als notwendig männlichem heraus. Nell Irvin Painter betont, dass Truth die einzige ehemals versklavte Frau war, die eine aktive Rolle in der Befreiungsbewegung übernahm (Harriet Tubmans Arbeit erfüllte eine andere Funktion). Teil ihrer Kraft als Sprecherin der Bewegung lag in Truths visueller Präsenz, so betont Olive Gilbert in der von ihr für Truth verfassten Narrative.^[5] Truth setzte ihre Art sich zu kleiden und zu frisieren (ihren „Look“) routiniert als Beweis ein für das ihr zustehende Recht zu blicken und das Recht, angesehen zu werden – um ihre Aktivitäten zu finanzieren, verkaufte sie Fotografien ihrer selbst. Sie spielte mit einer Reihe sorgfältig gewählter Zeichen und nützte die in den 1850ern bereits bestens etablierte Rhetorik fotografischer Posen. Auf der be-

kanntesten Fotografie posiert sie in respektabler bürgerlicher Kleidung, als sei sie gerade beim Stricken unterbrochen worden. Die ihrem Geschlecht angemessene Tätigkeit und Kleidung ermöglicht es ihr, auf ihre Teilhabe an Intellektualität und Bildung hinzudeuten – darauf verweisen die Brille und das offene Buch. Die auf der Karte angebrachte Textzeile verdeutlicht ihr Wissen um die Ambivalenzen der Fotografie: „Ich verkaufe den Schatten, um die Substanz zu unterstützen. Sojourner Truth. [I sell the shadow to support the substance. Sojourner Truth.]. [...]

Truth war immer unterwegs und trat kontinuierlich für Freiheit und Gleichberechtigung ein, und dabei entwickelte sie aus den schalen Klischees ihrer Zeit eine komplexe, wenn nicht sogar chaotische Visualität. [...] Diese Gegenvisualität der Heldin war die Umkehrung des Carlyle'schen Heldentums. Denn während seine traditionelle Camera obscura sich auf die Vergrößerung eines einzigen Lichtpunkts konzentrierte, entwickelte Truth ein umfassendes Spektrum an Bildern, die die Spannungen zwischen den Schatten und den Substanzen der verkörperten Arbeit, der Reproduktion und der Repräsentation erforschten. Im Aufrechterhalten dieser Komplexität lag der Schlüssel [...]. Denn wie die Sichtbarkeit im Panoptikum war Gegenheldentum eine Ressource ebenso sehr wie eine Falle.

Textausschnitte aus
Nicholas Mirzoeff: *The Right To Look. A Counterhistory of Visuality*. Durham: Duke University Press 2001, S. 1–3 u. 147–150

Zusammenstellung: Johanna Schaffer
Übersetzung: Johanna Schaffer und Dagmar Fink

Nicholas Mirzoeff ist Hochschullehrer für „Media, Culture and Communication“ an der New York University.

Johanna Schaffer ist Hochschullehrerin für die Theorie und Praxis der Visuellen Kommunikation an der Kunsthochschule Kassel, **Dagmar Fink** ist Literatur- und Kulturwissenschaftler*in, Lehrende und Übersetzer*in in Wien, **Evelyn Wangui** ist Künstlerin und Illustratorin in Kassel.

^[4] Thomas Carlyle: *On Heroes, Hero Worship and the Heroic in History*. [1841] Bd. 2. Hg. v. Michael K. Goldberg. Berkeley: University of California Press, 1993, S. 3–4.

^[5] Olive Gilbert: *The Narrative of Sojourner Truth*. Hg. v. Margaret Washington. New York: Vintage Classics [1850] 1993, S. 31.

Je suis Herr Karl

Zur falschen Zeit am falschen Ort? Von wegen

Wie viele Tausende andere, war ich vor der französischen Botschaft und auf dem Ballhausplatz, um aller Opfer des jihadistischen Terrors in Paris zu gedenken. Das gute Motto der Kundgebung lautete „Gemeinsam gegen den Terror“. Vorgebracht wurden durch wunderbare Schauspieler und Schauspielerinnen literarische Texte von großartigen Autoren, die indes nicht von den Attentaten, nicht vom Islamismus oder von der Meinungsfreiheit handelten.

Viele Erklärungen ...

Ich hörte der Erklärung der österreichischen Bundesregierung zu. Die Worte, die darin nicht vorkamen: Islamismus, Jihadismus, Antisemitismus, Jesiden, Kurden, Massenvergewaltigungen, Vertreibungen. Nicht einmal die Worte Charlie Hebdo, Karikaturen, Mohammed.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden: Ich war dort, und ich bin froh, wenn in der Erklärung von Meinungsfreiheit, von Menschenrechten, von Furchtlosigkeit die Rede war. Ich hätte mir nur mehr von dieser Freiheit und dieser Furchtlosigkeit in den Sätzen der österreichischen Bundesregierung gewünscht.

Ein Teil der Rede spricht von den Opfern: von Journalistinnen und Journalisten, von Polizistinnen und Polizisten und von „Bürgerinnen und Bürgern unterschiedlichster Konfessionen, die offenbar nur zum falschen Zeitpunkt an den Orten des Terrors waren“.

... und die Juden?

Diese dritte Kategorie meint: Juden, Kunden eines koscheren Supermarktes. Sie zu benennen war wohl zu viel für die Regierung dieses Landes. Diese Menschen waren nicht zum falschen Zeitpunkt an einem Ort des Terrors. Sie waren vier jüdische Männer, die vor dem Schabbat für ihre Familien einkauften.

Einen davon sah eine Bekannte von mir noch am Mittwoch letzter Woche auf einem Flug von Tel Aviv nach Paris. Seine Frau schickte ihn schnell hinunter, um Challa zu kaufen. Er wurde getötet, weil sein Mörder antisemitisch war.

Ein anderes Motto

Das Motto der Erklärung der Bundesregierung war offenkundig nicht „Je suis Charlie“, sondern, wie auf Facebook auch schon Davies Guttman feststellte: „Je suis Herr Karl“.

Doron Rabinovici lebt als Schriftsteller, Essayist und Historiker in Wien.



ICH MACH MIR DIE BILDER MEINER IDENTITÄT SELBST!

Grüne Bildungswerkstatt Minderheiten



Eine „echte“ Romni

Erfahrungen aus einem Teamteaching-Projekt zur Romamusk

In der gängigen Praxis fungieren TraditionsträgerInnen oft als Objekte wissenschaftlicher Darstellungsformen und als Forschungsobjekte. Noch ist es jedenfalls eine Ausnahme, dass sie ihr kulturelles Erbe selbst im universitären Zusammenhang vermitteln. Ivana Ferencova ist die erste Roma-Vortragende in der Geschichte des Instituts für Musikwissenschaft an der Universität Wien. Eine Reflexion.

Das im Titel angeführte Zitat – „eine ‚echte‘ Romni“ – stammt aus den schriftlichen Evaluierungen einer Lehrveranstaltung, in der Theorie und Praxis durch eine Ethnomusikologin und eine Romamuskpädagogin unterrichtet wurden. Eine wichtige Kategorie der Wahrnehmung der Studierenden bezog sich auf die Vermittlung von Musik „aus erster Hand“: „Besonders großartig finde ich, dass uns Romamusk von einer ‚echten‘ Romni [...] präsentiert wurde.“ Oder: „Gelebtes ‚embodiment‘, das durch Theorie alleine nicht möglich gewesen wäre“.

Rückmeldungen der Studierenden sind äußerst wichtig, ist der Universitätsbetrieb doch letztendlich ein Dienstleistungsunternehmen mit der Aufgabe, Bildung zu vermitteln. Die Erfahrungen, die Lehrende und Studierende ein Semester lang miteinander gemacht haben, sollen reflektiert werden. Aus Sicht der Lehrenden tun wir das im Folgenden.

Die Lehrveranstaltung „Romamusk: wissenschaftliche und praktische Zugänge“ fand im Wintersemester 2014/15 am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien statt. Das Format „Vorlesung mit Übung“ ermöglichte sowohl theoretische als auch musikalisch-praktische Zugänge in Form eines Teamteachings durch die Sängerin, Tänzerin und Romamuskpädagogin Ivana Ferencova und die Ethnomusikologin Ursula Hemetek. Die jeweils dreistündige Lehrveranstaltung fand im Abstand von 14 Tagen statt. Die ersten eineinhalb Stunden waren jeweils der Theorie gewidmet (Hemetek). Der zweite Teil bestand aus einem musikalisch-

praktischen Unterricht (Ferencova). Eine Einheit fand als Lehrausgang im Romano Centro statt.

Die Überlegungen, die der Konzipierung dieser Lehrveranstaltung vorangingen, flossen in den Ankündigungstext ein: „Romamusk ist weltweit ein stilistisch sehr vielfältiges Phänomen und entzieht sich eindeutigen Kategorisierungen. Meist sind die Vorstellungen von Romamusk stark von Vorurteilen und Stereotypen geprägt. Umso wichtiger ist ein direkter Zugang, der in dieser Lehrveranstaltung theoretisch und praktisch vermittelt wird. Im Teamteaching wird versucht, einem theoretischen Grundwissen auch die praktische Umsetzung folgen zu lassen. Letztere fokussiert auf Romamusk aus der Slowakei, Ungarn und der Ukraine, und schließt Tanz und Gesang mit ein. Erfahrungsgemäß ist in der Ethnomuskologie die Zusammenarbeit mit MusikerInnen aus den verschiedenen Kulturen ein erfolgreiches Prinzip, das den musikalischen Erfahrungshorizont der Studierenden erweitert. Dadurch wird auch der wissenschaftliche Zugang erleichtert“. Diese Ankündigung fand ein großes Echo: Von den über 60 Studierenden, die sich angemeldet hatten, konnten nur 32 zugelassen werden.

Schon im Wintersemester 2013/14 hatte Ivana Ferencova im Rahmen der Lehrveranstaltung „Ethnomuskologische Zugänge zur Romamusk“ von Hemetek eine praktische Einheit gestaltet. Ihr Workshop kam so gut an, dass die Studierenden bei der Studienprogrammleitung den Wunsch deponierten, Ivana

Ferencova als Lehrende für ein ganzes Semester einzuladen. Wir griffen diese Idee auf und entwickelten gemeinsam das oben zitierte Konzept.

Aus Sicht der Ethnomuskologie ist diese Lehrveranstaltung als sehr außergewöhnlich zu bewerten. Das Fach hat eine lange Geschichte im Umgang mit „den Anderen“, die durchaus nicht ruhmreich ist. Der Euro- und Ethnozentrismus der Anfänge wirkte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien taucht das Thema „Zigeuner“ relativ früh auf. Richard Wallaschek, der sich mit einem evolutionistischen Ansatz der Entstehung der Musik widmet und vor allem dem „Primitiven“ in der Musik nachgeht, nennt „Zigeuner“ und „Juden“ als Forschungsgegenstand in Europa, kategorisiert also Romamusk und jüdische Musik als primitiv genug, um sich damit zu beschäftigen (1903). In der Folge ist die Forschung zur Romamusk – sofern sie überhaupt stattfindet – bestimmt kein Ruhmesblatt des Faches. Ohne an dieser Stelle ins Detail gehen zu können, lässt sich generell sagen, dass Roma prinzipiell als „Forschungsobjekte“ wahrgenommen wurden, sehr oft in pejorativer Ausrichtung. Dies hat sich in den letzten Jahren, insbesondere durch eine neue Einstellung in der Ethnomuskologie, geändert. Gesellschaftspolitische Aufgaben in Forschung und Lehre wahrzunehmen wird in der Richtung „applied ethnomusicology“ immer wichtiger. In diesem Kontext ist auch die hier besprochene Lehrveranstaltung zu sehen.



Ivana Ferencova unterrichtet während eines Lehrausganges im Romano Centro, November 2014. Foto: Ursula Hemetek

1973 in einem kleinen Dorf in der Nähe von Bardejov im Nordosten der Slowakei geboren, verbrachte Ivana Ferencova ihre gesamte Kindheit und Jugend in ihrem Heimatort im Kreise ihrer großen Roma-Familie. Ihr Vater und ihr Großvater waren Profimusiker, die auf Veranstaltungen wie Hochzeiten, Begräbnissen und Festen spielten. Ihre ersten Engagements als junge Künstlerin – Schauspiel, Tanz und Gesang – hatte Ferencova bei der Theatergruppe „Romathan“, bei der sie bis 2000 insgesamt zehn Jahre lang aufgetreten ist.

Seit 2001 lebt Ferencova in Österreich. Sie hatte Engagements beim Roma-Theatro ROTA, arbeitete mit Harri Stojka in verschiedenen Projekten zusammen, bei denen sie als Sängerin, Komponistin und Autorin mitwirkte. Sie gründete in Wien und in Bratislava die Chöre „Frauen In Weiß“, unterrichtete Kinder in Roma-Gesang an der „Vienna Gypsy Music School“ und ist seit einigen Jahren auch als Muttersprachenlehrerin an Wiener Volksschulen tätig.

Das Fundament für Ferencovas Können und Wissen über die Musik der Roma wurde in ihrer Familie gelegt. Die Lage ihres Heimatortes im Nordosten der Slowakei eröffnete ihr die Möglichkeit, drei verschiedene Roma-Stile kennenzulernen und vermitteln zu können: slowakischen, russischen und ungarischen Roma-Stil. Die Profession ihres Va-

ters und des Großvaters machte sie tagtäglich mit der aktiven Musikausübung vertraut. Diese Herangehensweise ersetzte so die Praxis durch Schule oder Konservatorien, wie sie sonst üblich gewesen wäre, um ein junges Talent zu fördern. Auf diese Weise wurde nicht nur musikalisches, sondern auch kulturelles Wissen weitergegeben.

Dieses praktische Wissen über Musik und Tänze der Roma, gepaart mit ihrer pädagogischen Erfahrung als Lehrerin und Chorleiterin und ihrer aktuellen theoretischen Tanzausbildung, schuf letztlich die Basis für die Öffnung der universitären Pforten für Ferencova. So wie für jede andere Vortragende im universitären Kontext bedeutete dies professionelle Planung, Vorbereitung und Durchführung einer Lehrveranstaltung, und wurde letztlich durch eine hohe Teilnahme und Zufriedenheit der Studierenden wertgeschätzt. Auf diese Weise wurden durch praktische Erfahrungen im Unterricht Vorurteile gegen Roma erörtert und gleichzeitig widerlegt. Eine Romni konnte ihre Musik und deren kulturellen Hintergrund selbst repräsentieren, statt Objekt wissenschaftlicher Darstellungsformen zu sein.

Bisher ist es die Musik, in der den Roma eine anerkannte und wertgeschätzte professionelle Heimat zuerkannt wird. Dabei werden sie aber wiederum durch Bewunderung ihrer Virtuosität über das Normale

hinausgehoben. Doch die Musik ist nicht die primäre professionelle Heimat der Mehrzahl der Roma. Und welche Berufe sie auch immer ausüben, es geht um Respekt und Achtung vor ihrem Können und Wissen, das weder über- noch unterdurchschnittlich sein mag, manchmal aber etwas anders in der Herangehensweise, in der es erlernt und weitergegeben wird.

Es konnte eine ganze Reihe von Vorurteilen durch den Unterricht von Ivana Ferencova bearbeitet werden. Es war offenbar entscheidend, dass die Vortragende eine „echte“ Romni war. Dies lässt Rückschlüsse auf die Befindlichkeit einer Gesellschaft zu, in der in Verbindung mit Roma prinzipiell vom „Exotischen“ ausgegangen wird. Wenn uns das aber bewusst ist, so gilt es darauf zu reagieren. Vielleicht ist es in absehbarer Zeit eine Selbstverständlichkeit und nicht die Ausnahme, dass TraditionsträgerInnen ihre Traditionen auch im universitären Zusammenhang vermitteln. Und vielleicht ist es auch einmal so weit, dass SpezialistInnen nicht primär aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit wahrgenommen und eingeordnet werden.

Ivana Ferencova ist Künstlerin, Musikvermittlerin und Muttersprachenlehrerin in Wien.

Ursula Hemetek ist Ethnomusikologin und Leiterin des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.

Der Bisamberg und die Grundrechte

Groll und der Dozent befanden sich im unteren Teil der Senderstraße, die von der Kellergasse Richtung Bisamberg führt. Die beiden wollten zum Stadtheurigen auf dem Bergplateau, aber schon nach einem Drittel mussten sie in der steilen Lößschlucht kapitulieren. Die Abfahrt war noch schwieriger als der schweißtreibende Aufstieg. Das lag daran, dass die linke Rollstuhlbremse kaputt war, was beim Einsatz der Bremsen dazu führte, dass der Rollstuhl seitlich ausbrach und in den wegbegleitenden Bach zu stürzen drohte. Zweimal musste der Dozent eingreifen, um das Schlimmste zu verhindern. Schließlich tasteten die beiden sich im Schrittempo zum Parkplatz neben dem höchstgelegenen Heurigen der Kellergasse vor. Bald saßen sie verschwitz und erleichtert auf einem Wiesenstreifen und schöpften bei einem Krug Weißwein und Zwiebelschmalzbroten neue Kraft. Die untergehende Sonne tauchte die Donauniederung und die Rieden des Nußbergs am anderen Ufer des Stroms in ein blaues Rosa.

Befeuert vom fruchtigen Wein bat der Dozent um eine Minute stillen Gedenkens für die Opfer der Pariser Anschläge und schwang sich danach zu einer leidenschaftlichen Lobrede auf die Meinungsfreiheit, die künstlerische Freiheit und die Demokratie im Allgemeinen auf. Es sei schlechterdings kein Argument vorstellbar, das eine Einschränkung dieser Rechte zulasse, rief er aus. Die übrigen Gäste nahmen den Ausbruch gelassen hin. Nur der weißhaarige Wirt näherte sich gemessenen Schrittes. Er bat den Dozenten nicht etwa um eine Mäßigung der Lautstärke, sondern um eine historisch korrekte Darstellung der Grundrechte. Er sei nämlich Absolvent der Columbia University in New York und habe noch bei Robinson und Bachrach in den siebziger Jahren studiert. Seit geraumer Zeit arbeite er als Berater der Entwicklungshilfeorganisation der OPEC am Parkring. Den Heurigen betreibe er nur zum Ausgleich von der Bürotätigkeit. Einige Bausteine des seinerzeit erworbenen Wissens seien ihm heute noch nützlich und dazu zähle das Wissen um den bedeutendsten internationalen Vertrag nach der Gründung der Vereinten Nationen, der Schlussakte der Konferenz von Helsinki im Jahr 1975, in der Ost und West wechselseitig die Existenz von Grundrechten anerkannten. Er bitte darum, der Vielfalt der Fragestellung gerecht zu werden und die Disputation ohne inhaltliche Verengung zu führen. Er müsse wieder in die Küche, er könne aber durch das offene Fenster mithören. Im Falle grober gedanklicher Fehler werde er sich erlauben, korrigierend in das Gespräch einzugreifen.

„Was meint er?“ fragte Groll, nachdem der Wirt sich zurückgezogen hatte.

„Er erinnert uns daran, dass die Grundrechte ein weites Spektrum abdecken“, erwiderte der Dozent. „Den Individualrechten wie dem Recht auf freie Meinungsäußerung und dem

Recht auf Eigentum, der Versammlungs- und Religionsfreiheit sowie den wichtigsten Minderheitenrechten ist noch eine zweite Klasse von sozialen Grundrechten beigegeben, nämlich das Recht auf Gesundheit und erschwingliches Wohnen, das Recht auf Bildung sowie als wichtigstes soziales Grundrecht das Recht auf Arbeit, und das zu nichtdiskriminierenden Bedingungen. Der Einwand des Wirtes ist natürlich berechtigt.“ Groll nahm einen Schluck vom Wein und runzelte die Stirn. Der Dozent fuhr fort.

„Vor vierzig Jahren, als unser Wirt in den USA studierte, prägten zwei unterschiedliche Gesellschaftsformen den Planeten, die ‚freie westliche Welt‘, in der idealtypisch die Grundrechte des Individuums galten und die ‚unfreie östliche Welt‘, in der die sozialen Kollektivrechte im Zentrum standen. Wie wir wissen, wird die Betrachtung mittlerweile ausschließlich auf die ‚westlichen‘ Grundrechte verengt, die kollektiven sozialen Grundrechte des Ostens sind mit diesem untergegangen. Ein Recht auf Arbeit kann es in einem kapitalistisch verfassten System nicht geben, es wäre ein unzulässiger Eingriff ins Eigentumsrecht.“

„Verehrter Dozent, hier scheint irgendwo ein Systemfehler vorzuliegen“, erwiderte Groll nach einigem Zögern.

„Das müssen Sie näher erklären.“ Der Dozent wischte sich die Mundwinkel mit einer Serviette ab.

„Sagen wir, die linke kaputte Bremse meines armen Joseph entspricht den sozialen Grundrechten und die rechte den individuellen. Wenn ich nun bremsen, versagt die linke und ich stürze in den Bach. Sollte aber die rechte versagen, fahre ich gegen die Lößwand. Mit einem Wort: Das Recht auf Meinungsfreiheit nützt mir wenig, wenn ich obdachlos, arbeitslos und de facto rechtlos bin. Umgekehrt macht auch die Verwirklichung der sozialen Grundrechte die Menschen nicht froh, wenn sie nicht von den wichtigsten individuellen Freiheitsrechten begleitet sind. Auch ein Stahlarbeiter aus dem Donbass hatte das Recht, durch die Straßen von Paris zu bummeln.“

„Und wenn er das Recht auf Reisefreiheit für den Besuch von Eurodisneyland in der Nähe von Paris verwendet? Wäre das nicht ein Grundrechtsmißbrauch?“ fragte der Dozent.

„Die Frage stellt sich nicht mehr“, erwiderte Groll. „Der arbeitslose Stahlarbeiter muss mittlerweile froh sein, wenn seine Wohnung nicht bombardiert wird. Diejenigen, die früher nicht nach Paris gekommen sind, kommen jetzt nicht einmal unversehrt zum Greißler um die Ecke.“

„Womit über den Sieger aus dem Grundrechtsstreit alles gesagt ist“, sagte der Dozent mit grimmiger Miene.

„Es ist wie mit der Vermögensverteilung. So wie die Welt derzeit verfasst ist, gelten die Grundrechte für immer weniger Menschen“, bekräftigte Groll.

Der Wirt näherte sich mit einem Krug Wein.

„Der geht aufs Haus“, sagte er.

Die politische Verantwortungslosigkeit

Hintergründe zum Bombenterror im Namen der „Bajuwarischen Befreiungsarmee“

In der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1995 wurden Erwin Horvath, Karl Horvath, Peter Sarközi und Josef Simon in Oberwart mit einer Rohrbombe ermordet. Diese Rohrbombe – wie auch jene in Stinatz und Klagenfurt sowie mehrere Briefbomben – wurde im Namen der „Bajuwarischen Befreiungsarmee“ (BBA) gelegt. Lange blieb unklar, wer hinter der „BBA“ stand; die politische Verantwortung wurde vehement weggeschoben. Elisabeth Günther sprach mit Andreas Peham vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW) und Michael Genner von Asyl in Not über das Ineinandergreifen einer rassistischen Politik, der Verleumdung von Antifaschist_innen und der rechtsextrem motivierten Terroranschläge.

Um die Anschläge im Namen der „Bajuwarischen Befreiungsarmee“ einordnen zu können, ist es hilfreich, sich das politische Geschehen des Jahres 1992 anzuschauen. In diesem Jahr starteten die Freiheitlichen ihr Anti-Ausländer-Volksbegehren. Laut Andreas Peham, Rechtsextremismusforscher im DÖW, wurde das Volksbegehren von Neo-Nazis begrüßt und unterstützt. Die Neo-Nazis bezeichneten es „als ‚letzte legale Möglichkeit, der Ausländerflut Herr zu werden‘“, wie Peham berichtet. Dementsprechend groß war die Enttäuschung angesichts der starken Gegenmobilisierung – beispielsweise die Gründung von SOS Mitmensch und das Lichtermeer – und des verhältnismäßig bescheidenen Abschneidens des Anti-Ausländer-Volksbegehrens. Es sei daher wohl auch kein Zufall, so Peham weiter, dass die ersten Adressat_innen der Briefbomben bekannte Gegner_innen des Freiheitlichen Volksbegehrens waren.

Rassistische Stimmungsmache

Die rassistische FPÖ-Politik der 1990er wurde – trotz formaler Abgrenzung – vom SPÖ-Innenminister Franz Löschnak mitgetragen. Löschnak hätte zwar gerne am Lichtermeer teilgenommen, doch diese Teilnahme wurde ihm aus Sicherheitsgründen verwehrt, wie Michael Genner von „Asyl in Not“ berich-



Foto: Elisabeth Günther

tet. Ein weiterer Grund für die de-facto-Ausladung Löschnaks lag sicher auch in seiner fremdenfeindlichen Politik; nicht umsonst bezeichneten die Freiheitlichen Löschnak immer wieder als ihren „besten Mann in der Regierung“. Viele der Forderungen, die im Anti-Ausländer-Volksbegehren formuliert wurden, seien obsolet gewesen, da sie bereits Eingang in die Regierungspolitik gefunden hätten, berichten Genner und Peham unabhängig voneinander. Dieses Ineinandergreifen von Regierungspolitik, Stimmungsmache durch die Freiheitlichen und dem späteren Bombenterror der „BBA“ wird von politischen Beobachtern als „Arbeitsteilung“ umschrieben. Allerdings, so Peham, sei es wichtig, dass „man es nicht

mit einer Verschwörungstheorie verbindet.“ Es sei auszuschließen, dass sich hier Vertreter_innen dieser drei Gruppen getroffen und abgesprochen hätten. Umso größer war natürlich die Enttäuschung der Freiheitlichen, als Franz Löschnak im April 1995 zurücktreten musste und ihm Casper Einem nachfolgte.

Löschnaks Politik stand länger in der Kritik von NGOs und

Menschenrechtsaktivist_innen. Genner erinnert sich etwa an seine Äußerung, dass er der Innenminister der Österreicher sei, und nicht für „Familien der serbisch-türkischen-Art“ zuständig. Diese Äußerung löste viel Unmut aus, aber „der letzte Ausschlag waren die Razzien bei den Familien der Ermordeten“, so Genner. Trotz augenscheinlicher Widersprüche wurde anfangs kolportiert, die Morde von Oberwart seien Ergebnis einer Roma-internen Fehde gewesen, weshalb auch die Häuser der Ermordeten durchsucht wurden.

Täter-Opfer-Umkehr

Der Druck auf die Freiheitlichen sowie ihnen – zumindest damals – nahestehenden Organisationen stieg, so dass diese zum Gegenschlag ausholten. Die Kreativität, mittels derer eine Täter-Opfer-Umkehr durchgeführt wurde, ist nahezu bewundernswert. Anlass bot der versuchte Anschlag auf einen Strommast in Ebergassing Mitte April 1995.^[1] Danach wurde von rechtsextremem Seite gern behauptet, dass der Anschlag in Ebergassing

[1] Der Anschlag in Ebergassing hätte am 11. Februar 1995 einen Strommast in unbewohntem Gebiet an einem Waldrand in die Luft sprengen sollen. Peter Konicek und Georg Thaler starben, als sie die Bombe anbringen wollten. Beide engagierten sich in unterschiedlichen linken Projekten. Genauere Informationen auf <http://nadir.org/nadir/periodika/tatblatt/164ebergassing-doku.htm> (Stand: 23.2.2015)

[2] „Die Aula – Das freiheitliche Magazin“ kann als rechtsextremes Periodikum angesehen werden. Die Zeitschrift steht im engen Zusammenhang mit den deutschnationalen Burschenschaften Österreichs. Genauere Informationen auf <http://www.doew.at/erkennen/rechtsextremismus/rechtsextreme-organisationen/die-aula> (Stand: 23.2.2015)

eigentlich am 20. April, dem Geburtstag Hitlers, hätte stattfinden sollen – „wie das hätte gehen sollen, haben sie mir nicht erklärt, also wie ein Sprengsatz mit einem Wecker erst in einer Woche hätte detonieren sollen, das kann mir keiner erklären“, so Andreas Peham vom DÖW. Die Motivation hinter dieser Behauptung ist jedoch eindeutig: Es sollte „belegt“ werden, dass hinter dem rechtsextrem motivierten Terror eigentlich Anarchist_innen stecken würden. In einer parlamentarischen Rede Ewald Stadlers lässt sich das gut nachlesen: Hier wurden auf einmal die Grüne

Bildungswerkstatt und das Liberale Forum zu Unterstützer_innen der Terrorist_innen, die Zeitschrift „Der Funke“ zum terroristischen Hetzblatt und der Innenminister Einem zum Freund von Anarchist_innen. Besonders abgesehen jedoch hatten es die Freiheitlichen in ihrer Täter-Opfer-Umkehr auf den Journalisten Wolfgang Purtscheller. Der Druck auf Purtscheller wurde so groß, dass dieser „dann auch das Land für ein paar Jahre verlassen musste. Mittlerweile ist er natürlich wieder völlig rehabilitiert, da war nichts dran [an den Vorwürfen]“, so Peham.

Weder das Abschieben der politischen Verantwortung, wie es damals vor allem die Freiheitlichen an den Tag legten, noch die Verleumdung von Anti-Faschist_innen und politischen Gegner_innen hörte mit der Ergreifung von Franz Fuchs auf. „Sogar noch über das Jahr 1997 hinaus, als Franz Fuchs schon gefasst war, hat man versucht, aus ihm einen Linken zu machen, nur aufgrund der Tatsache, dass seine Eltern SPÖ gewählt haben“, berichtet Andreas Peham. Somit wurde versucht, sich der politischen Verantwortung bzw. der mittelbaren Täterschaft zu entziehen.

Mit der Verhaftung von Franz Fuchs ist ein Einzeltäter zur Verantwortung gezogen worden. Dass die Taten jedoch von einer rassistischen Politik und Hetze aufbereitet wurden, die Bekennerschreiben laut Sprachgutachten von mehreren Personen verfasst wurden und eine Nähe zu den Artikeln in der Zeitschrift „Aula“^[2] aufwiesen, also eingebettet waren in einen bestehenden politischen Diskurs, das alles wird wohl allzu gerne vergessen. —

Der Beitrag „20 Jahre Bombenattentat auf Roma in Oberwart – was damals geschah“ wurde am 3. Februar 2015 ausgestrahlt und ist auf <http://www.radiostimme.at> nachzuhören.

Elisabeth Günther ist Redakteurin bei Radio Widerhall – bewegtes Radio für politische Alternative auf Orange 94.0.

Petra Permesser

Ein würdevolles Gedenken versuchen

Was am 20. Jahrestag des Attentats in Oberwart stattfand

Wie können Gedenkfeiern für die vier Bombenopfer von Oberwart Erwin Horvath, Karl Horvath, Peter Sarközi und Josef Simon so stattfinden, dass sie nicht nur aus leeren Phrasen bestehen und vielleicht etwas verändern können?



Oberwart am 4. Februar 2015; Foto: Petra Permesser

Zum 20. Jahrestag des Todes von Erwin Horvath, Karl Horvath, Peter Sarközi und Josef Simon marschierten am 4. Februar 2015 knapp 400 Menschen von der Oberwarter Innenstadt hinaus zur Roma-Gedenkstätte gleich neben der Roma-Siedlung und der Umfahungstraße. Zehn Minuten vor dem Abmarsch beim Oberwarter Rathaus fuhr die Politikprominenz rund um

den Bundespräsidenten Heinz Fischer und Burgenlands Landeshauptmann Hans Niessl vor. Hatte es vor ihrer Ankunft nach einer kollektiven Kundgebung der solidarischen Zivilgesellschaft gewirkt, stürzten sich die anwesenden Fotograf_innen und Kameraleute nun unmittelbar auf die neu eingetroffenen Gäste, um deren Auftritt medienwirksam in den Abendnachrichten oder

den Printausgaben des Folgetages unterzubringen.

Wer Mainstreammedien rund um den Jahrestag des Attentats verfolgte, stellte fest, dass sich die Berichte alle sehr ähnelten. In den Tagen vor dem Gedenktage gab es Ankündigungen mit Rückblick auf die

Briefbomben-Serien, die Verhaftung von Franz Fuchs und den darauffolgenden Prozess. Unmittelbar danach folgten kurze Berichte von den Gedenkfeiern und Ausschnitte aus den Presseaussendungen der Parlamentsparteien. Die Medien blieben dennoch zurückhaltend – im Gegensatz

^[1] Erich Schnellner/Annemarie Klinger (Hg): Das Attentat von Oberwart – Terror, Schock und Wendepunkt. edition lex liszt 12: 2015.

zur Berichterstattung der die Roma-Siedlung in Oberwart belagernden Medienmeute 20 Jahre zuvor. Damals waren die Bewohner_innen von Oberwart beim Weg in die Stadt von Journalist_innen verfolgt worden; nicht genehmigte Kameraaufnahmen durch Zimmerfenster zählten zum Alltag.

Mediale Ablenkung

Der mediale Druck, der damals auf den Siedlungsbewohner_innen gelastet hatte, sollte diesmal mit dem Sammelband „Das Attentat von Oberwart – Terror, Schock und Gegenwart“ abgeschwächt werden. Dieser Band sollte „die Aufmerksamkeit auf sich ziehen“, wie Verlagsleiter Horst Horvath bei der Buchpräsentation am 3. Februar 2015 beschrieb. Es schien fast so, als würde diese Buchvorstellung im Parlament Wiener Politiker_innen die Möglichkeit zum Gedenken bieten, ohne dafür extra ins Südburgenland fahren zu müssen. Die Dichte der Politiker_innen hier war nämlich deutlich größer als tags darauf in Oberwart. Und, was dem Anlass entsprechend verzichtbar war: Die Politiker_innen wurden in den ersten vier

Minuten der Veranstaltung „standesgemäß“ begrüßt.

In „Das Attentat von Oberwart – Terror, Schock und Gegenwart“ kommen bis auf den ehemaligen Oberwarter Bürgermeister Michael Racz keine Politiker_innen zu Wort. Stattdessen berichten Zeitzeug_innen wie Stefan Horvath (Autor und Vater des Bombenopfers Peter Sarközi) und die ehemalige Superintendentin Gertraud Knoll-Lacina sowie Marlene Streeruwitz, Karl-Markus Gauß und Armin Thurnher. Ebenso wie im Buch wurde auch bei der Gedenkfeier in Oberwart auf ein breiteres Spektrum an Redner_innen Wert gelegt. Politiker, Geistliche und Vertreter_innen aus der Volksgruppe der Roma kamen zu Wort.

Zeitgeschichte einblenden

Alle politischen und religiösen Redner in Oberwart versuchten, das Attentat in einen politischen Kontext zu setzen: Es wurde von der Verfolgung der Roma und Sinti während des Nationalsozialismus gesprochen, und von den Ausgrenzungen, denen die Rückkehrer_innenausgesetzt

waren. Und natürlich wurde nicht vergessen zu erwähnen, dass der „erste rassistisch motivierte Mord seit 1945“ von einem Einzeltäter verübt wurde. Interessanterweise vergaßen fast alle, auf die bis heute bestehende rassistische Grundstimmung in Österreich hinzuweisen. Stattdessen wurden Erfolge für die Volksgruppe gefeiert und sich auf den erreichten Lorbeeren ausgeruht. Um das noch zu verstärken, wurden Negativbeispiele wie die ungarischen Jobbik-Bürgerwehren mit dem bürgerwehrfreien Land Österreich verglichen. Ein „selbstkritisches Resümee“ zur Situation in Österreich zog nur Landeshauptmann Hans Niessl.

Zumindest in ihren OTS-Aussendungen waren die Parlamentsparteien deutlicher und verwiesen auf die jüngsten Ereignisse: Denn wenn Wiener Pegida-Demonstranten die Hand zum Hitler-Gruß heben, ist die antirassistische Gesellschaft, die viele der Redner_innen in Oberwart proklamierten, auch in Österreich weit entfernt. Getraud Knoll-Lacina schreibt in ihrem Buchbeitrag: „Am ehrlichsten ehren wir wahrscheinlich das Andenken an Karl und Erwin Horvath, Peter Sarközi und

Josef Simon, wenn wir uns wie sie endlich aufmerksam auf die Wacht begeben. [...] Damit das idiotische Gedankengut von ‚völkisch, rassistisch‘ endlich als das in unser Bewusstsein steigt, was es nicht allein gestern war, sondern bis heute ist, und in aller Zukunft bleiben wird. Nämlich unser aller TOD!“

Gedenkfeiern sind meist ein Blick zurück und selten einer in die Zukunft. Eine Ausnahme war hier Stefan Horvath, der sowohl in Oberwart, als auch im Buch das letzte Wort hatte. Während er im Buch ein pessimistisches Resümee für die Roma-Siedlung zieht, war seine Rede in Oberwart voller Visionen. Statt den „Patient Roma-Siedlung in dieser Form [als] nicht überlebensfähig“ zu beschreiben, will er die Roma-Siedlung Oberwart ins Weltkulturerbe aufgenommen wissen und mit einem klaren Bekenntnis der Oberwarter Bevölkerung in und außerhalb der Siedlung ins Zentrum der Stadt rücken. Ein modernes Begegnungszentrum mit Museum soll dies unterstreichen. Vielleicht findet die nächste große Gedenkfeier in zehn Jahren nicht mehr in der Kälte, sondern in ebendiesem Begegnungszentrum statt?

Die Sendung „Oberwart ist einer von vielen Romane Thana“ wurde am 17. Februar 2015 ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter www.radiostimme.at abrufbar.

Petra Permesser ist Redakteurin bei Radio Stimme.



das politische magazin abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138

Hinter den Bildern

Die Wienerin Fritzi Löwy (1910-1994), in den 1920er und 1930er Jahren ein gefeierter Schwimmstar des Sportklubs S.C. Hakoah Wien, hat gerne Alben angelegt, um Erinnerungen und Geschichten zu bewahren. Lediglich ein Bruchteil davon ist überliefert und befindet sich im Archiv der „Sammlung Frauennachlässe“ am Institut für Geschichte der Universität Wien.^[1]

Eines der Alben ist voller touristischer Ansichten der Schweiz. Bunt und farbenfroh zeigt es Bilder von Orten wie Brissago, Ascona, Lausanne, Bern oder Zürich. Es sind Ansichten wie aus dem Bilderbuch: von Landschaften, Gebirgsketten, Seen und anderen touristischen Sehenswürdigkeiten. Auf einzelnen Albumseiten finden sich auch private Schwarz-Weiß-Fotos: Fritzi Löwy, abgelichtet im Badeanzug auf einer Seepromenade; Freund_innen, alleine oder gemeinsam mit Fritzi Löwy porträtiert. Es sind Momentaufnahmen des scheinbaren Glücks und Wohlergehens.

Diese touristischen Ansichten stehen allerdings in deutlichem Kontrast zu der Erzählung, die auf der ersten Albumseite eröffnet wird: „Auf der Flucht in die Schweiz Mai 1944“, lautet der Titel zu einer Collage, deren Zentrum eine Postkarte vom alpinen Grenzgebiet zwischen Italien und der Schweiz bildet. Diese befindet sich sprichwörtlich versteckt hinter einem Bild eines Fensters mit Blumenschmuck, das zunächst den Blick auf die Collage verdeckt. Zwei Orte auf der Karte sind mit Farbstift eingekreist: Milano in Italien und Brissago in der Schweiz. Zusätzlich sind von Löwy zwei Briefmarken hinzugefügt – eine italienische und eine schweizerische –, die stellvertretend für die beiden Orte bzw. Länder stehen und durch einen von Hand farblich skizzierten Weg verbunden sind. Auf diesem Weg klebt ein Hase – als Symbol und Metapher für ihre Verfolgungssituation. Denn Fritzi Löwy zeichnet hier ihren Weg von Mailand kommend über die grüne Grenze in die Schweiz nach. Dabei greift sie, wie auch auf späteren Seiten im Album, auf Material zurück, das sie gesammelt hat und montiert es neu zusammen.

Laut Einvernahmeprotokoll der Schweizer Polizei in Bellinzona vom 23. Mai 1944 hatte Fritzi Löwy am Tag zuvor die Grenze zwischen Italien und der Schweiz zu Fuß überquert.^[2] Ihre Flucht in die Schweiz fand zu einem Zeitpunkt statt, als bereits eine Lockerung der rigiden Schweizer Abwehrpolitik gegenüber Flüchtlingen vollzogen wurde, die vor der NS-Verfolgung Zuflucht suchten. Zwei Monate zuvor, im März 1944, war Löwys älteste Schwester Anna Ungar in Mailand von der SS verhaftet und in weiterer Folge nach Auschwitz deportiert worden.

Nach fünfjährigem Exil in Mailand stellte die Schweiz für Fritzi Löwy den letzten Zufluchtsort vor der NS-Verfolgung dar. Es folgten 17 Monate Internierung in diversen, speziell für Flüchtlinge vorgesehenen Lagern und Heimen, die seit 1940 errichtet worden waren.

Im polizeilichen Flüchtlingsdossier zu Löwy sind folgende Stationen der Internierung in der Schweiz vermerkt: „Casa d’Italia“ in Bellinzona, „Ala Materna“ in Rovio, „Grand Hotel“ in Brissago und schließlich „Mont Choisi“ in Lausanne.^[3] Dass Löwy diese Orte auch im Album dokumentiert, ist meistens auf den ersten Blick nicht sichtbar und wird erst durch die Kontextualisierung mit weiteren Quellen evident. Doch an manchen Stellen haken sich Texte in die Abbildungen ein und bringen eine Erzählung zum Vorschein, die die Bilder für sich allein stehend nicht erzählen könnten. So lautet der Bildtext zur Montage eines Stadtplans von Lausanne mit einer Fahrkarte aus dem Jahr 1945 nüchtern: „Lausanne ‚Mont Choisi‘ meine zweite Internierungsstätte in der Schweiz. Februar 1945 bis Okt. 1945“.

Löwys Rückgriff auf touristische Bildmotive, um ihr Exil in der Schweiz in den Jahren 1944 und 1945 zu dokumentieren, erzeugt Irritation, die eine eindeutige Lesbarkeit des Albums zunächst zurückweist. Löst man einzelne Postkarten von den Albumblättern, so offenbaren deren Rückseiten zum einen Notizen Löwys zu einzelnen Tagesausflügen. Diese waren für Geflüchtete zur damaligen Zeit in der Regel zeitlich und örtlich reglementiert und stellten daher keine Selbstverständlichkeit dar. Ihre Dokumentation im Album verweist auf den besonderen Stellenwert, den sie in Löwys Erinnerungen an ihre Exilzeit in der Schweiz eingenommen haben dürften, bedeuteten sie doch kleine ‚Ausbrüche‘ aus dem gewohnten (Arbeits-)Alltag im Flüchtlingsheim. Auf den Rückseiten anderer eingeklebten Postkarten sind Grußbotschaften von Freund_innen enthalten, zugesandt aus diversen Orten in der Schweiz.

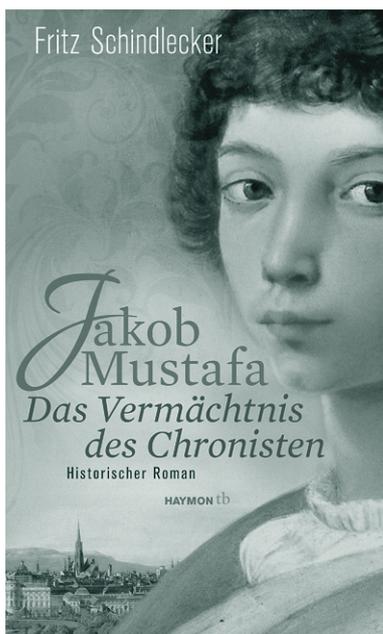
Wie weitere Recherchen zeigen, stammen diese Postkarten ausnahmslos von Personen, die selbst in der Schweiz Zuflucht vor der NS-Verfolgung gesucht hatten. Der Inhalt des Albums dokumentiert daher auch ein weitverzweigtes Freundschaftsnetzwerk Löwys in der Schweiz, das seinen Ausgangspunkt in vielen Fällen in den Schweizer Auffanglagern und Flüchtlingsheimen genommen hat.

Dieses von Fritzi Löwy hinterlassene Album ist gerade aufgrund der gewählten Repräsentationsform als unbeschwerter Urlaubsdokumentation, hinter der sich eine vielschichtige Erzählung verbirgt, auch ein Zeugnis des Überlebens und des Weiterlebens nach der NS-Verfolgung.

[1] SFN, NL 111. Siehe auch Vida Bakondy: Durch die Schichten des Vergessens. Die Fotoalben der Hakoah-Schwimmerin Fritzi Löwy, in: Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten, 81/2011, 16-17. Löwys Alben sind auch Gegenstand meiner Dissertation am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

[2] Bundesarchiv Bern (BAR), Archivsig. E4264#1985/196#35739*, Dossier Loewy, Friederike, 18.11.1910.

[3] BAR, Archivsig. E4264#1985/196#35739*, Dossier Loewy, Friederike, 18.11.1910. Bei den ersten beiden handelte es sich um sogenannte Auffang- und Quarantänelager.



Jakob Mustafa.
Das Vermächtnis des Chronisten.
Von Fritz Schindlecker.
Wien-Innsbruck: Haymon Verlag 2014
432 Seiten, EUR 12,95
ISBN 978-3-85218-958-1

Das Leben des Jakob Mustafa

Historische Romane haben es im deutschen Sprachraum schwer, sie stehen unter Kitschverdacht. Fritz Schindlecker's Roman über einen türkischen Bub – dessen Vater Offizier des Sultans war – versucht, dieses Vorurteil zu widerlegen. Über weite Strecken ist das Unterfangen auch von Erfolg gekrönt.

Nach der Belagerung Wiens durch das Osmanische Heer im Jahr 1683 wird Jakob Mustafa in einem Dorf in der Tullner Donau von einem Außenseiter liebevoll aufgezogen. Dieser Senfpichler ist ein „Dorfarmer“, der zur Armut auch noch ein entstelltes Gesicht vom Schicksal mitbekommen hat. Tapfer erkämpft er für seinen Ziehsohn einen Platz im beengten Leben des Tullnerfelds. Nicht nur in der Schule erweist der Bub sich seinen Mitschülern als überlegen. Trotz übler Anfeindungen und zum Himmel schreiender Ungerechtigkeiten vonseiten der Dorfelite und neidischer Mitschüler setzt der „Türkenbangert“ sich durch. Manchmal wünscht man dem brillanten Bub etwas weniger Brillanz und Überlegenheit und etwas mehr Zorn und Rebellionsgeist, aber der Autor stellt seinen Jakob als allgemein gültiges Beispiel für das Gute im Menschen ins ästhetische Zentrum des Romans, und das ist in der Dramaturgie der Geschichte kein Fehler, denn es gelingen ihm auf diese Weise eindrucksvolle Schilderungen der Mühsal einer Außenseiterexistenz.

Die Empathie, mit der Jakobs Kampf gezeichnet wird, überträgt sich auf den Leser, und man nimmt

gebannt Anteil an des Jungen Schicksal. Der tumb-fanatische Katholizismus der Landbevölkerung, der jederzeit in Gewalt umschlagen kann und vom Pfarrer und dem Dorflehrer eingesetzt wird, ihre Vormachtstellung in der brüchigen Gemeinschaft des Dorfes abzusichern, und die Winkelzüge der Obrigkeit zählen neben den Beschreibungen des bäuerlichen Alltags zu den stärksten Seiten des Buches.

Besonders die Darstellung des Lebens am gefürchteten und scheu verehrten Strom muss als besonderer Vorzug erwähnt werden. Seit Adelbert Muhrs „Donau-Trilogie“ über den DDSG-Kapitän Frajo Endlicher in den 1950er Jahren (die Bücher sind unschwer antiquarisch erhältlich) wurde der Strom nicht mehr so kenntnisreich beschrieben. Zu diesem Vorzugsgesellte sich noch der Umstand, dass Schindlecker auf eine unpräzise und wie selbstverständlich wirkende Art den Lebensweg des Jakob in der Nähe des Prinzen Eugen ansiedelt. Auch das ist in der österreichischen Gegenwartsliteratur ein Novum. Im Kontext der Diskurse über Asyl und Migrantentum wächst dem Buch dadurch eine durchaus aktuelle Dimension zu. Trotz mannigfacher Widerstände bringt

der talentierte Jakob es zu einem der wichtigsten Offiziere Prinz Eugens im Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714) und während der Eroberung Belgrads 1717. Auch der Verlust eines Beins und die folgende Lebensphase mit einer Prothese werfen den Offizier nicht aus der Bahn.

Über weite Strecken ist das Buch in einer souveränen Sprache mit gelungenen Anklängen an vergangene Zeiten verfasst, die Handlungsführung beweist dramaturgisches Geschick. Dass aus Tulln die Stadt „Tollen“ gemacht wird und aus Langenlebrn „Lewarn“, registriert man als Leser durchaus amüsiert. Manchmal trägt der Autor etwas dick auf, und es fragt sich, warum die Romanfiguren in den Dialogen allesamt dieselbe, gehobene Bildungssprache verwenden. Schließlich fallen manche Erörterungen langatmig und redundant aus, aber diese kleinen Einwände vermögen die Vorzüge des Buches nicht zu schmälern. Mit diesem Roman ist es Fritz Schindlecker auf eine hochinteressante und intelligente Weise gelungen, das „Österreichische Heldenzeitalter“ (1683-1717) aus der Sicht des „Fußvolks“ erlebbar zu machen.

Erwin Riess



Was bleibt. Fragmente einer fortwährenden Vergangenheit.
Von Marika Schmiedt.
Bild/Text-Band, Farbe (deutsch/englisch)
Wien: Eigenverlag 2014.
76 Seiten.
Zu beziehen über:
<http://marikaschmiedt.wordpress.com>

Eine Mikrogeschichte des Holocaust

Die in Wien lebende Künstlerin, Filmemacherin und politische Aktivistin Marika Schmiedt hat zusammengetragen, was sie an Dokumenten über ihre Familie in öffentlichen und privaten Archiven finden konnte. „Was bleibt. Fragmente einer fortwährenden Vergangenheit“ lautet der Titel dieser Arbeit, die nun als Katalog vorliegt.

Marika Schmiedt setzt mit ihrer aktuellen Arbeit ein Dokumentationsprojekt fort, das sie bereits in früheren Arbeiten begonnen hatte: Sie zeichnet die Geschichte ihrer Familie nach, vor dem Holocaust und danach. Das Ergebnis ist eine Form von „Familienalbum“, in dessen Zentrum nicht die Erinnerungen an die schönen Seiten des Lebens stehen, sondern vielmehr jene Dokumente, die die systematische Diskriminierung und Verfolgung von Roma in Österreich und ihre Ermordung während des NS-Regimes belegen. In vielen Fällen handelt es sich dabei um Dokumente, ausgestellt von ehemaligen Verfolgungsbehörden. So finden sich in dem Band zwei Porträtfotos von Marika Schmiedts Großmutter Amalia Horvath als Inhaftierter, die zu „Forschungszwecken“ erstellt wurden. Es sind die einzigen beiden Fotos ihrer Großmutter, die 1942 als 33-Jährige im KZ Ravensbrück umgekommen ist.

Am Beispiel der Familie Berger-Horvath wird eine Mikrogeschichte des Holocaust erzählt. Doch nicht das Leben von allen Familienmitgliedern und Verwandten endete in Ravensbrück, Dachau oder Auschwitz-Birkenau. Da ist etwa die Geschichte von Maria Berger, die ebenfalls im KZ Ravensbrück inhaftiert war und letztlich die Befreiung durch die Alliierten in Buchenwald erlebte. In einem Brief schreibt sie 1978: „Liebe Marika Wie ich mich gefreut habe über deine Geburtstag Grüße kannst du dir nicht vorstellen, ich Danke dir von ganzem Herzen, das du die alte Mutter nicht vergessen hast [...]“. Enthalten sind auch Unterlagen von Maria Berger aus den 1960er Jahren, die ihren Kampf um die offizielle Anerkennung als Opfer der NS-Verfolgung und um den Bezug einer Opferrente belegen. Sie zeigen nicht nur auf, dass Roma nach 1945 in Österreich – wenn überhaupt – sehr spät für ihr Leid und die

Verfolgung während der NS-Zeit finanziell „entschädigt“ wurden, sondern auch, dass die Beweislast für die Anerkennung als Opfer auf Seiten der Verfolgten lag.

Einen zentralen Bestandteil der Dokumentation bildet die Geschichte von Marika Schmiedts Mutter Margit: 1938 geboren, überlebte sie die NS-Herrschaft in Heimen und bei Pflegeeltern. Erst im Jahr 2006, vier Jahre vor ihrem Tod, wurde sie von offizieller Seite als Opfer politischer Verfolgung anerkannt. Die Nachgeschichte, das zeigt uns Marika Schmiedt, ist nicht nur eine Geschichte fortwährender Diskriminierung, sondern auch eine des Überlebens und des Kampfes um Gerechtigkeit. Schmiedt schließt ihre Familienchronik mit einem Zeitungsbericht aus dem Jahr 2014: „Immer Mehr Europäische Roma leben in Angst vor Übergriffen.“

Vida Bakondy

INTEGRATIONSPREIS SPORT 2014

15.000 Euro für zwölf innovative Sportprojekte aus ganz Österreich



Foto: HBF/Pusch

Am 26. November 2014 wurde der Integrationspreis Sport 2014 des Österreichischen Integrationsfonds (ÖIF) von Integrationsminister Sebastian Kurz und Sportminister Gerald Klug verliehen. Prämiiert wurden zwölf innovative und nachhaltige Sportprojekte, die die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund in Österreich fördern. Der Integrationspreis Sport wird vom ÖIF in Kooperation mit dem Sportministerium, dem Integrationsministerium, der Österreichischen Bundes-Sportorganisation, dem Österreichischen Städtebund sowie dem Sponsor Coca-Cola vergeben. Im Vorfeld der Preisverleihung fand eine Expert/innen-Tagung zum Thema Integration und Sport für Vertreter und Vertreterinnen von Sportvereinen statt.

Rund 70 verschiedene Integrationsprojekte von Vereinen und Organisationen aus allen Bundesländern wurden 2014 für den Integrationspreis Sport eingereicht. Integrationsminister Sebastian Kurz erklärte im Rahmen der Preisverleihung: „Sport und ehrenamtliches Engagement leisten einen wichtigen Beitrag dazu, dass sich Menschen mit Migrationshintergrund in Österreich zu Hause fühlen. FairPlay, gemeinsames Engagement und Teamgeist sind Werte, die uns alle verbinden, egal woher wir kommen.“

Sportminister Gerald Klug: „Integration heißt für mich, dass Menschen unabhängig von ihrer Herkunft positive Beziehungen zueinander aufbauen, in Anerkennung ihrer Unterschiede. Es soll ihnen möglich sein, als vollwertige Mitglieder an der Gesellschaft teilzuhaben und Verantwortung zu übernehmen. Der organisierte Sport kann hier, und das zeigen nicht zuletzt die heute auszuzeichnenden Projekte, einen wichtigen Beitrag leisten.“

Die zwei Hauptpreise des Integrationspreises Sport 2014 gingen an ein Gesundheitsförderungsprojekt für muslimische Frauen sowie an ein Jugendprojekt für Burschen aus Tschetschenien und Somalia. Die beiden Hauptpreise sind mit jeweils 3.000 und 2.000 Euro dotiert.

1. Platz: Gesundheitsförderprojekt „Integration – Migration“

Das Gesundheitsförderprojekt unterstützt muslimische Frauen in Wien dabei, Barrieren bei der Wahrnehmung von Sport- und Gesundheitsangeboten abzubauen, spezifische Angebote kennenzulernen und damit ihre gesellschaftliche Integration zu fördern. Bisher nahmen 400 Frauen, insbesondere aus der türkischen Community, am Projekt teil. In einer projektbegleitenden wissenschaftlichen Studie werden hemmende und begünstigende Faktoren für die sportliche Integration von Frauen mit muslimischem Hintergrund erhoben und evaluiert.

2. Platz: Jugendprojekt „Freerunning Touristguide Vienna“

Freerunning ist eine junge Sportart, die akrobatische Bewegungen, Turnen und waghalsige Sprünge im öffentlichen Raum beinhaltet. Das ausgezeichnete Freerunning-Jugendprojekt „Freerunning Touristguide Vienna“ zielt darauf ab, junge Burschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern wie Tschetschenien und Somalia für Sport zu begeistern, ihre soziale Integration unter Gleichaltrigen zu fördern und ihnen zugleich neue Orte im öffentlichen Raum Wiens näher zu bringen. Im Rahmen des Projekts beschäftigen sich die Jugendlichen auch kreativ und erstellen selbstständig Videos ihrer Trainingseinheiten.

Weitere zehn Sport-Integrationsprojekte erhielten Anerkennungspreise in der Höhe von jeweils 1.000 Euro. Franz Wolf, Geschäftsführer des ÖIF, betont: „Die Vielfalt der ausgezeichneten Projekte zeigt das große Engagement von Vereinen im Integrationsbereich und verdeutlicht, dass gerade im Sport die Begegnung von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund gut funktioniert.“

Über den Integrationspreis Sport

Der Integrationspreis Sport wurde in diesem Jahr bereits zum siebten Mal verliehen. Er steht seit 2011 unter der Schirmherrschaft von Integrationsminister Sebastian Kurz und wird in Kooperation mit Sportministerium, Integrationsministerium, der Österreichischen Bundes-Sportorganisation, dem Österreichischen Städtebund sowie dem Sponsor Coca-Cola vergeben. Bereits zum zweiten Mal fand im Vorfeld der Preisverleihung eine Fachtagung zum Thema Integration und Sport statt.

stimme 95 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Humor und Minderheiten

Wer lacht über wen? Wann bleibt das Lachen im Halse stecken? Und warum? Geht Satire immer auf Kosten der Minderheiten? Wenn Humor kontrollierte Aggression und Ausdruck des Überlegenheitsgefühls bedeutet, kann er dann überhaupt politisch korrekt und ethisch einwandfrei sein? Andererseits: Werden die Minderheiten nicht ausgeschlossen, wenn keine Witze über sie gemacht werden dürfen? Das Lachen über Minderheiten ist jedenfalls eine Gratwanderung. Aus aktuellem Anlass der Anschläge in Paris und Kopenhagen ein Heft über Humor und Minderheiten.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 24 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

Bessere AusBildung – Bessere Chancen

Sozialministeriumservice unterstützt die AusBildung bis 18

sozial
MINISTERIUM
Service

In den nächsten Jahren wird es demographisch bedingt wesentlich mehr Berufsaussteiger/innen als Berufseinsteiger/innen geben. Es ist weiterhin mit einem deutlich spürbaren Sinken der Lehrstellennachfrage zu rechnen und ein Fachkräftemangel zu befürchten.

Ab 2016 soll daher eine weitreichende Reform des Bildungs- und Ausbildungssystems umgesetzt werden: Alle unter 18-Jährigen sollen künftig eine über den Pflichtschulabschluss hinausgehende Bildung oder Ausbildung absolvieren.

Unterstützung durch das Netzwerk

Berufliche Assistenz (NEBA)

Mit den Angeboten des Netzwerkes Berufliche Assistenz begleitet das Sozialministeriumservice Jugendliche mit Behinderung und /oder Benachteiligung vor und während ihrer Ausbildung und unterstützt sie, am Arbeitsmarkt Fuß zu fassen.

Jugendcoaching ist ein Unterstützungsangebot für Jugendliche am Ende ihrer Schulpflicht bzw. nach dem Schulaustritt. Jugendliche lernen ihre persönlichen Fähigkeiten kennen, finden ihre beruflichen Interessen heraus und erhalten Informationen über mögliche weitere Schulen und Ausbildungsvarianten.

Die **Produktionsschule** ist ein Angebot für Jugendliche und junge Erwachsene nach Beendigung ihrer Schulpflicht, die Unterstützung für ihre weitere schulische oder berufliche Ausbildung suchen. Die Produktionsschule bietet Training im Verhalten bei der Arbeit und im Umgang mit anderen Menschen. Im Rahmen der Teilnahme an der Produktionsschule sollen die Jugendlichen an den für sie am besten geeigneten nächsten Ausbildungsschritt herangeführt werden.



Schon der Abschluss einer Lehre senkt das Arbeitslosigkeitsrisiko auf weniger als ein Drittel.

Die **Berufsausbildungsassistenz** begleitet Auszubildende im Rahmen einer verlängerten Lehre oder Teilqualifizierung bis zum erfolgreichen Abschluss der Ausbildung.

Die **Arbeitsassistenz** unterstützt z.B. bei der Arbeitsplatz- oder Lehrstellensuche, in der Einarbeitungsphase, bei der Abklärung beruflicher Perspektiven und beim Aufzeigen von Alternativen. Sie hilft auch bei der Sicherung von Arbeitsplätzen und Bewältigung von Krisen.

Mit dem **Jobcoaching** werden die Stärken von Menschen mit Behinderung mehr herausgearbeitet und am konkreten Arbeitsplatz trainiert.

Infos unter www.neba.at

BeSt – Die Messe für Beruf und Studium



Besuchen Sie auch unseren **Integrativen Schwerpunkt** auf der BeSt-barrierefrei von 5. bis 8. März 2015 in der Wiener Stadthalle und informieren Sie sich über die verschiedenen Unterstützungsangebote, um die Chancen für junge Menschen zur nachhaltigen beruflichen und gesellschaftlichen Integration zu erhöhen. Infos unter www.bestinfo.at



» nächste **stimme** erscheint im Juni 2015



Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 94 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S | Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

BM | **BF**

bmwfi
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

WIEN
KULTUR 

 kultur
burgenland


tirol
Unser Land